

4. Rechtspluralismus

Zur Vielfalt normativer Ordnungen

Das Nutzungsabkommen *Acordo de Gestão* ist eines der zentralen Instrumente gemeindebasierter Verwaltung in brasilianischen *Reservas Extrativistas*. Dieses Dokument schreibt alle Normen zur Aneignung natürlicher Ressourcen in den Schutzgebieten fest. In der Resex Tapajós-Arapiuns stellten erstmals 1999 Bewohner*innen und zivilgesellschaftliche Institutionen einen solchen Regelkatalog zusammen; das 2004 ins Leben gerufene Verwaltungsgremium überarbeitete diesen mehrfach, bis schließlich 2014 das aktualisierte Nutzungsabkommen in Kraft treten konnte. In den Gemeinden des Schutzgebietes allerdings teilen die Bewohner*innen häufig schon sehr viel länger den gleichen Raum zur Subsistenzwirtschaft und haben daher lokalspezifische, explizite oder implizite Regelungen zur gemeinsamen Nutzung entwickelt – auch wenn diese selten niedergeschrieben sind. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach den Konsequenzen, welche die Verabschiedung des Nutzungsabkommens für diese lokalen normativen Ordnungen nach sich zieht.

Lange ging ich davon aus, dass das Nutzungsabkommen als staatlich initiiertes, schriftliches Dokument die lokalen Normen verdrängen und ersetzen wird. Nicht zuletzt, weil ihm als Bestandteil nationalstaatlicher Umweltpolitik eine Vielzahl institutionalisierter Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung steht, um seine Einhaltung durchzusetzen. Erst im Verlauf meiner empirischen Erhebung zeigte sich, dass lokale Ordnungen die alltägliche Nutzung in den Gemeinden weiterhin prägen, wenn auch oft unsichtbarer als das schriftlich fixierte Nutzungsabkommen. So existieren heute auf den Gemeindeländern der Resex Tapajós-Arapiuns gleichzeitig jeweils die lokale normative Ordnung und das offizielle Abkommen – es ist ein Rechtspluralismus entstanden.

Rechtspluralismus besteht, wenn innerhalb eines sozialen Feldes mehrere Rechtssysteme zeitgleich Gültigkeit besitzen. Diese können miteinander verflochten sein, sich beeinflussen oder in Konkurrenz und Konflikt geraten – immer aber befinden sie sich in Austausch und sind nicht unabhängig voneinander. Grundlegend für diese Definition ist ein Rechtsverständnis, nach dem normative Ordnungen nicht ausschließlich staatlichen Ursprungs sind, sondern zum

Beispiel auch in sozialen Praktiken, Regelwerken von Institutionen oder inneren Strukturen von Gruppen festgeschrieben werden können (Kuppe 2009: 27; Merry 1988; Schneider 2016: 31ff.).¹

Den Rechtspluralismus in der Resex Tapajós-Arapiuns werde ich durch einen Vergleich dreier normativer Ordnungen beleuchten: den Paragraphen des Nutzungsabkommens sowie den Regelkomplexen der Gemeinden Atrocal und Nova Canaã. Hierzu fokussiere ich zunächst auf die Inhalte der Ordnungen und stelle Regeln für Sammelwirtschaft, Jagd und Fischfang sowie Anbau, bzw. Landbesitz heraus (4.1). Anschließend vergleiche ich die Regelkomplexe hinsichtlich formaler Aspekte; hier wird deutlich, dass Fachtermini wie formelle versus informelle Institutionen oder traditionelles versus staatliches Recht die Unterschiede der Ordnungen nur teilweise abbilden (4.2). Trotz zahlreicher Differenzen zeigen sich auch Überschneidungen zwischen den Regelkomplexen und einzelne Normen weisen auf die wechselseitige Verflechtung und Beeinflussung hin, wie ich am Beispiel von 100 Hektar als Größenordnung für Grundstücke argumentieren werde (4.3). Abschließend resümiere ich meine Ergebnisse und weise auf die neue Dimension dieses Rechtspluralismus in der Resex Tapajós-Arapiuns hin (4.4).²

4.1 »Pode? Não pode?« – Praktiken und Normen des Extraktivismus

Als im November 2013 das Verwaltungsgremium der Resex Tapajós-Arapiuns die aktuelle Fassung des Nutzungsabkommens endgültig absegnete, fiel diese Frage immer und immer wieder: »Pode? Não pode?« – Darf man das, oder darf man das nicht? Einzeln wurden die 51 Paragraphen des Abkommens mit genau dieser Frage abgestimmt, bis das Nutzungsabkommen schließlich eine weitere Hürde in Richtung seiner Ratifizierung genommen hatte (Feldnotizen Verwaltungsgremium 18.11.2013). Die Melodie blieb mir im Ohr und ich nahm sie zwei Jahre später mit

1 In der anthropologischen Literatur sind rechtsplurale Situationen weder außergewöhnlich noch neu; im Gegenteil ist das Thema mit Bronisław Malinowskis (1922) Beschreibungen lokaler normativer Ordnungen auf den Trobriand Inseln tief in der Fachgeschichte verwurzelt. Zunächst näherten sich Anthropolog*innen dem Phänomen vorwiegend in (post-)kolonialen Kontexten, wo die Unterschiede des kolonialen, staatlichen Rechts und lokalen Rechtssystemen besonders markant waren (z.B. Crawford 1971; Griffiths 1998; Moore 1993; Wilson 2000). Mit einer Öffnung des Rechtsbegriffs wurden ethnographische Auseinandersetzungen auch auf nicht-kolonisierte Kontexte ausgeweitet und die Auswirkung der Globalisierung auf die Herausbildung von Rechtspluralismen untersucht (z.B. Santos 2012; Shah 2005). Für einen prägnanten Überblicksartikel siehe Merry (1988). Da mein theoretisches Anliegen nicht im Bereich des Rechtspluralismus liegt, gehe ich auf diesen Schwerpunkt und seine Literatur nicht weiter ein.

2 Sofern nicht anders gekennzeichnet basieren die Angaben auf meinen Felddaten und deren Analyse.

auf meine Forschungen in die Gemeinden des Schutzgebietes auf der Suche nach dort geltenden Nutzungsaufgaben. Diese wirken zwar auf weitaus weniger offensichtliche Weise und erfordern daher andere empirische Zugänge, doch bot sich für deren Erhebung genau dieselbe Frage an: Darf man das? Oder darf man das nicht?

Mit großen Schritten schließe ich zu dem zierlichen Mann auf, der vor mir den schmalen Pfad in Atrocal entlangläuft. Die Büsche und Bäume zu unseren Seiten sind vom Feuer schwarz versengt; vor nicht allzu langer Zeit hat hier ein Waldbrand das Unterholz komplett vernichtet. Seu Júlio, mein momentaner Gastgeber, hat mich heute an den Bachlauf auf der anderen Seite des Sees mitgenommen. Dort, auf dem Grundstück seines Neffen, hat er einen riesigen Bund *Bacaba* von einer Palme geschnitten, deren hoher und dünner Stamm vor uns in das Blau des Himmels ragt. Die dunklen Beeren wiegen nun schwer in seinem Korb. Für mich lohnt sich dieser Ausflug in doppeltem Sinne: nicht nur erwartet uns später die wohlschmeckende Erfrischung, die wir aus den Früchten der Palme herstellen werden; auch kann ich den Ausflug nutzen, um lokale Normen besser zu verstehen. Direkt hier im Wald und in der Situation des Erntens fällt mir das leichter als theoretisch am Küchentisch im kleinen Haus am Flussufer, wo meine Fragen für die Bewohner*innen nicht so recht Sinn zu ergeben scheinen. Hier, mit *Bacaba* auf dem Rücken über das Land des Neffen stapfend, tun sie es jedoch und so bekomme ich auf meine Frage »darf man hier einfach ernten?« eine klare Antwort: »Ja, ist doch auf dem Land von Livaldo, der hat nichts dagegen.« (Feldnotizen Atrocal 16.12.2015)

Da Regelkomplexe in den Gemeinden Atrocal und Nova Canaã nicht verschriftlicht sind und vielmehr in Konventionen bestehen, die sich wiederum in Nutzungspraktiken reproduzieren, kann an dieser Stelle nicht Paragraph für Paragraph oder Regel für Regel aufgeführt und mit den anderen Ordnungen verglichen werden. Zwar sind die normativen Ordnungen der Gemeinden für ihre Bewohner*innen handlungsleitend und damit gesellschaftlich relevant, sie werden jedoch eher selten als abstrakt feststehende Regeln formuliert. In Einzelfällen gibt es solche explizit benennbaren Auflagen; dies scheint insbesondere dann der Fall zu sein, wenn sie sich mit dem Nutzungsabkommen decken. Doch stellen diese die Ausnahme dar, die meisten Normen werden nicht als allgemeine Regeln benannt. Um diese zu begreifen und vor allem um die richtigen Fragen im richtigen Moment zu stellen, bedarf es langfristiger und vor allem teilnehmender Formen der Erhebung.

Der Ausflug mit Seu Júlio ist dafür paradigmatisch: da Normen selten abstrakt formuliert werden, konnte ich sie nicht außerhalb der entsprechenden Handlungskontexte erfragen. Vielmehr war ich darauf angewiesen, bei der Durchführung von extraktivistischen Praktiken anwesend zu sein und dort meine Fragen zu stellen. So war es mir beim Ernten von *Bacaba* möglich, konkret nach Nutzungsrechten an der

Pflanze, bzw. Besitzrechten am Boden darunter zu fragen; auf meine zuvor abstrakt formulierten Überlegungen hatte ich keine Auskünfte erhalten. Erschwerend kommt hinzu, dass solche Aussagen oft auf die entsprechende Einzelsituation beschränkt bleiben und weniger allgemeingültige Regeln formuliert werden. So teilte mir Seu Júlio mit, er dürfe dort ernten, denn die Palme stünde auf dem Land seines Neffen und der hätte nichts einzuwenden. Was dies nun allgemein für den Zusammenhang von Landbesitz und Zugang zu Nutzpflanzen bedeutet und ob hier das Verwandtschaftsverhältnis ausschlaggebend war, blieb für mich in dieser Situation ungeklärt. Nur durch weitere Beobachtungen, Gespräche, Ausflüge in den Wald und vor allem Mitarbeit auf dem Acker und im Maniokmehlhaus konnte ich weitere Facetten und Zusammenhänge offenlegen und es ergab sich kontinuierlich ein kohärenteres Bild.³

So sind es in den Gemeinden also nicht Paragraphen, sondern die Nutzungspraktiken selbst, die Auskunft geben über einen (zumindest bis zu einem gewissen Grad) geteilten Konsens, über eine normative Ordnung. Anders formuliert sind es diese Praktiken, welche die Normen der Ordnungen realisieren, dabei Regeln reproduzieren, aber auch Veränderungen nach sich ziehen können.⁴ Dies beeinflusste meine empirische Erhebung enorm: anstelle von Fragen nach Regelungen und Normen galt es, den Blick auf Praktiken und Narrative im Kontext von Subsistenzwirtschaft zu lenken: aussagekräftig war, welche Praktiken vollzogen, welche Orte bevorzugt oder gemieden werden, welche Uhrzeiten sich anbieten etc., kurz: wer was wann und wo (nicht) tut und warum. Und erst aus diesem Wissen, aus einer ethnographischen Darstellung von (vermiedenen) Subsistenzpraktiken, ergab sich ein Bild der Regelkomplexe von Atrocal und Nova Canaã. Aus dieser Perspektive heraus werde ich den folgenden Abschnitt strukturieren. Für die Gemeinden gehe ich jeweils von einer Darstellung der Subsistenzpraktiken aus, aus der ich die handlungsleitenden Normen, Regelungen und Beschränkungen – die Regelkomplexe, bzw. normativen Ordnungen – herausarbeite; im Fall des Nutzungsabkommens konzentriere ich mich auf die entsprechenden Paragraphen. Anschließend setze ich die drei normativen Ordnungen miteinander in Bezug und arbeite Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus. Ich widme mich hierbei zunächst Sammelwirtschaft (4.1.1) sowie Jagd und Fischfang (4.1.2). In diesen Kontexten fallen vor allem

3 Die Zitate dieses Kapitels scheinen dem auf den ersten Blick zu widersprechen und beinhalten durchaus Informationen über den Einzelfall hinaus. Dies liegt teilweise daran, dass ich sie im entsprechenden Kontext stellen konnte; es ist aber auch darauf zurückzuführen, dass mir insbesondere diese informationsreicheren Zitate für die ethnographische Darstellung hilfreich waren, während ich die anderen seltener explizit aufgreife.

4 Damit unterliegen die Ordnungen kontinuierlichem Wandel, auch wenn dieser nicht stark sein muss. Ob und wie diese Transformation vonstattengeht, hängt von weiteren Praktiken ab, die die Regelungen berücksichtigen und damit stärken, oder sie umgehen und damit in Frage stellen können. Meine Daten stellen in diesem Sinne eine Momentaufnahme dar.

auf inhaltlicher Ebene Unterschiede zwischen den Regelkomplexen auf. Dass die normativen Ordnungen darüber hinaus auch konzeptionelle Differenzen implizieren, stelle ich ausgehend von Landwirtschaft im Hinblick auf Besitzkonzeptionen von Boden dar (4.1.3). Um keinen der Regelkomplexe als allgemeine Grundlage zu setzen, von der ausgehend die anderen verglichen werden, variiere ich in jedem der drei Abschnitte die Reihenfolge meiner Darstellung.

Ziel ist hierbei nicht ein Punkt-für-Punkt-Vergleich der Regeln, vielmehr geht es mir in erster Linie darum, ein generelles Verständnis für jede dieser drei normativen Ordnungen herzustellen, ihre zentralen Inhalte zu vermitteln und diese in der internen Logik der Ordnungen zu begreifen. Diese emische Perspektive versuche ich dabei nicht nur im Kontext der Gemeinden, sondern auch im Nutzungsabkommen einzunehmen, das einer eigenen Rationalität zu unterliegen scheint.

4.1.1 Sammelwirtschaft

Für die Entstehungsgeschichte von Resex in Brasilien spielte insbesondere Sammelwirtschaft eine außerordentliche Rolle, ganz konkret die Gewinnung von Kautschuk durch Extraktivist*innen aus Acre (vgl. 3.1.1). Im Folgenden beleuchte ich die heutige Realität dieser Wirtschaftsform in der Resex Tapajós-Arapiuns und arbeite die Regelungen heraus, die Praktiken des Sammelns normieren. Ich blicke zunächst auf die Situation in Atrocal, stelle anschließend Sammeltätigkeiten in Nova Canaã und im Nutzungsabkommen vor und schließe mit einem kurzen Resümee der wichtigsten Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Atrocal

Viele Wochen habe ich bei Seu Júlio und Dona Iza verbracht. Ihr Wohnort liegt sehr ruhig, zwar nah am Dorfplatz aber durch ein kleines Wäldchen verborgen, sodass außer dem Linienboot, vereinzelt Käufer*innen von Benzin und ab und an ein*e Besucher*in kaum jemand vorbeikommt. Und doch ist der Ort für Atrocal von zentraler Bedeutung. Es war hier, wird mir immer wieder berichtet, im Schatten der Kautschukbäume am Ufer, wo im Oktober 2000 das erste Treffen zur Gründung des Gemeindeverbandes stattfand und damit die Geschichte der Gemeinde ihren Anfang nahm.

Auch heute noch stehen diese Bäume weithin sichtbar am sandigen Ufer des Rio Arapiuns. Er habe sie selbst gepflanzt, hat Seu Júlio mir erzählt, damals, als seine Tochter so klein war, wie deren jüngstes Kind heute ist. 1984 muss das also gewesen sein, rechnete er mir vor.

Der kleine Kautschukhain spendet in der heißen Nachmittagshitze wohlthuenden Schatten. Die etwa 80 Bäume stehen gebeugt, lassen ihre Samenkapseln mit leisem Knall aufspringen und auf den sandigen Boden fallen. Noch immer sind die parallelen Schnitte in den Stämmen gut erkennbar, bilden V-förmige, nach unten

laufende Muster im gräulichen Braun der Rinde, Reste der weißen Milch kleben schimmernd in den Vertiefungen. Damals haben sie hier Kautschuk gezapft, erklärte mir Seu Júlio, aber seit gut zehn Jahren – seit seine Söhne ausgezogen und die Preise für Latex so schlecht sind – tun sie das nicht mehr. (Feldnotizen Atrocal 26.06.2016)

Lange war Kautschuk in der Region des Unteren Tapajós ein viel genutzter Rohstoff; noch heute zeugen die großen Pflanzungen sowie die Städte Belterra und Fordlândia auf der anderen Seite des Rio Tapajós von der intensiven Nutzung während der beiden Kautschukbooms des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (Ioris 2005: 62ff.). Latex wurde jedoch nicht nur in großflächigen Plantagen gewonnen, sondern auch in kleineren Mengen gezapft. Dies geschah entweder in kleinen Pflanzungen wie der von Seu Júlio, welche bis heute das Bild in den Ufergebieten Atrocals prägen, oder in den Waldgebieten, wo Sammler die vereinzelt, alten Kautschukbäume anritzten. Doch, so erklären mir die Bewohner*innen, sind auch diese Bäume nicht von selbst gewachsen, sondern von den *Antigos*, den Vorfahren der heutigen Bevölkerung, gepflanzt worden. Trotz dieser Nutzung zählte Atrocal nie zu den Gebieten, in denen Kautschuk intensiv gewonnen wurde: »Hier gab es diese Gewohnheit des Kautschukzapfens nicht so sehr, man baute eher Maniok an« (Bewohner von Atrocal, Santarém 12.08.2016).

Heute hat nicht nur Seu Júlio die Latexgewinnung komplett aufgegeben. In vielen Gemeinden der Resex Tapajós-Arapiuns spielte Kautschuk in den letzten Jahrzehnten nur eine nebensächliche Rolle. In Atrocal selbst ist mir dementsprechend niemand begegnet, der oder die heute noch Kautschuk gewinnt. Auch die Erhebung einer lokal tätigen NRO verzeichnet lediglich ein bis zwei Familien, die in kleinem Stil für eine Kooperative Latex nutzen (CEAPAC 2014: 14). In einigen Gemeinden der Resex, wie zum Beispiel in São Miguel, ist der Rohstoff in sehr kleinen Mengen für die Herstellung von Kunsthandwerk interessant, dies spielt aber in Atrocal ebenfalls keine Rolle. Ändern könnte sich die Situation durch gezielte Maßnahmen seitens des brasilianischen Staates, der mittels Subventionen und der Sicherung eines Mindestpreises die Kautschukwirtschaft anzukurbeln versucht. Bewohner*innen anderer Gemeinden erzählten mir, sie haben in diesem Kontext wieder angefangen, sich dem Kautschukzapfen zu widmen; ein Trend, den auch der Managementplan abbildet (ICMBio 2014b: 98f.). Dass in der Resex Tapajós-Arapiuns die Gewinnung von Kautschuk so relevant werden wird, wie sie in anderen *Reservas Extrativistas* bis heute ist, bezweifle ich jedoch. Und so spielt hier das Kautschukzapfen, das für die Entstehung von Resex in Brasilien ebenso wie für die Geschichte der Region so maßgeblich war, nur eine marginale Rolle.

Das Sammeln anderer Produkte allerdings ist in Atrocal alltäglich relevant, wenn auch weniger präsent als Jagd, Fischfang und Landwirtschaft, bzw. dem Einkauf von Lebensmitteln in der Stadt. Neben Nahrung werden Medizin, Baumaterial

und Gebrauchsgegenstände über Sammeltätigkeiten gewonnen. Nach wie vor gängig ist das Sammeln von Nüssen und Früchten, die je nach Jahreszeit im Wald, auf den Feldern oder auch im Ort selbst zu finden sind. Es sind vor allem die Kinder, die innerhalb des Dorfes die bittersüßen *Muruci*-Früchte vom Boden auflesen, in leeren Plastikflaschen mit etwas Wasser aufbewahren oder an die Eltern weitergeben, damit diese daraus Saft pressen. Andere Früchte wie die beliebten *Cupuaçu* wachsen vornehmlich auf den bewirtschafteten Flächen im Landesinneren und werden nach der Feldarbeit mit nach Hause gebracht. Auch hieraus wird – wie aus den meisten Früchten – entweder Saft oder Süßspeise hergestellt. Diese wird selbst verzehrt oder weitergegeben. Vor Ort verkauft werden Früchte nur selten. Besonders beliebt sind Palmfrüchte, allen voran *Açaí* oder *Bacaba*, aber auch *Tucumã* und *Poponha*. Die kleinen runden Früchte des *Açaí* werden in Wasser eingelegt und dann zu einem bitter schmeckenden, bräunlich-lilafarbenen Brei zerstampft, der nicht nur in der Region, sondern in ganz Brasilien als Delikatesse gilt. *Açaí* und *Bacaba* werden entweder als Saft mit den Nachbarn geteilt, als Frucht weitergegeben oder verkauft. Der Export in die Stadt würde sich anbieten, da dort die Nachfrage hoch ist, findet aber aufgrund der kurzen Haltbarkeit der Früchte und der fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten zu Ankäufer*innen in Santarém nur selten statt. Bei Bedarf sammeln die Bewohner*innen zudem Medizinalpflanzen und wilden Honig, der ebenfalls als Medikament genutzt wird. Eher selten wird heute Öl aus *Andiroba* oder *Copaíba* hergestellt. Besonders relevant ist Sammelwirtschaft aus meiner Sicht im Bereich von Baumaterialien, die der Wald den Menschen zur Verfügung stellt. Nach wie vor sind die Dächer der Maniokmehlhäuser mit getrockneten Palmblättern gedeckt, Hölzer dienen als Stützen und Lianen als Schnüre zur Fixierung. Auch das *Tipiti*, ein dehnbarer Schlauch zum Auspressen der feuchten Maniokmasse zur Herstellung von Maniokmehl, besteht aus Pflanzenfasern. Außerdem wird Holz für den Bau von Booten, Häusern oder Möbeln geschlagen. Nur wenige Personen verarbeiten Holz selbst; diesen dient ihre Tätigkeit als Einkommensquelle, wenn sie kleinere Aufträge für Nachbar*innen verrichten. Der niedrige Preis für Latex, den Seu Júlio erwähnte, gilt auch für die weiteren Produkte aus Sammelwirtschaft, sodass die Kommerzialisierung in der Stadt im Grunde nicht lohnt. Daher werden Sammeltätigkeiten fast ausschließlich für den Eigenbedarf durchgeführt, Produkte entweder direkt selbst genutzt, an Verwandte und Nachbar*innen weitergegeben, verkauft oder getauscht.

Sammelwirtschaft wird durch eine Reihe von Regeln normiert. Eine davon ist schriftlich in der Satzung des Gemeindeverbandes festgehalten und gesteht den Mitgliedern grundsätzlich das Recht des Sammelns zu:

Art. 12. Es ist das Recht der Mitglieder: [...] f) Tätigkeiten der Landwirtschaft, Jagd, Fischerei, des Sammelns von Pflanzen und der Entnahme von Holz durchzuführen, solange diese nicht umweltschädlich sind und auf nachhaltige Entwicklung

entsprechend des geltenden nationalen Umweltrechts und dem Nutzungsplan der Resex abzielen. (APRAECA 2003: Art. 12 f)

In der Praxis haben dieses Recht darüber hinaus auch Bewohner*innen inne, die nicht Mitglied des Gemeindeverbandes sind. Wer aber genau ist in Sammeltätigkeiten involviert? An Praktiken des Sammelns scheinen mir alle in der einen oder anderen Weise beteiligt zu sein. Meist sind es Männer, die die hohen Palmen hinaufklettern, um die schweren Fruchtstände mit der Machete abzuschneiden. Die langen Palmblätter hingegen habe ich sowohl Männer als auch Frauen schneiden sehen. *Muruci* sammeln vor allem Kinder ein, genau wie andere Früchte, die je nach Jahreszeit in der direkten Nähe der Wohngebiete wachsen. Wer welche Produkte sammelt, hängt demnach stark vom jeweiligen Produkt und dem Ort ab, an dem es wächst. Da Frauen und Kinder im Normalfall nicht alleine in den Wald gehen, werden die dortigen Ressourcen ausschließlich von Männern angeeignet.

Allgemein, wurde mir gesagt, dürfe überall gesammelt werden – auch auf Grundstücken der Nachbar*innen. Hier gibt es jedoch einige Einschränkungen:

Hier, auf dieser Fläche hier, da darfst du, weil wir uns alle kennen. Weil das ist folgendermaßen, sagen wir zum Beispiel, er geht dorthin und sammelt dort. Dann sagt er zu ihr: »Hör zu, ich habe diesen Bund *Bacaba* da auf deinem Land genommen.« »Ah ist gut, kein Problem«, [antwortet sie].

Fertig, das war's! Das sind ja alles Bekannte hier, deswegen muss man sich hier mit niemandem anlegen. Das ist gut, ne? (Seu Jorge, Atrocal 28.02.2016)

Jorges Erläuterung weist auf zwei relevante Aspekte hin: erstens ist es in Atrocal erlaubt, Produkte auf fremden Grundstücken zu sammeln, da ohnehin alle Leute miteinander bekannt und teilweise verwandt sind. Dies deckt sich mit den Aussagen anderer Gesprächspartner*innen. Zweitens ist es dennoch angemessen, dem oder der Grundstücksbesitzer*in Bescheid zu geben oder vorher um Erlaubnis zu fragen. Wie strikt dies eingehalten oder von der anderen Partei eingefordert wird, hängt vor allem von individuellen Einstellungen und persönlichen Beziehungen ab.

Der damalige Vorsitzende des Gemeindeverbandes weist mich auf einen weiteren Punkt hin: Auf fremden Grundstücken dürfen andere immer nur dann sammeln, wenn es sich nicht um Pflanzungen handelt. Dies ist bei Palmen nicht immer eindeutig, können sie doch von Menschen gepflanzt oder *da natureza* (von der Natur), also ohne menschliches Zutun gewachsen sein. Kautschuk zum Beispiel darf aber nie auf fremden Landstücken gewonnen werden; da es so gut wie keine nativen Kautschukbäume in Atrocal gibt, handelt es sich zwangsläufig immer um Pflanzungen. Vor diesem Hintergrund erscheint es auch logisch, dass Maniok, der ausschließlich angebaut wächst, nicht Teil der Sammelwirtschaft sein kann. So wird hier ein Gegensatz von gepflanzt (*plantado*) versus von der Natur (*da natu-*

reza) sichtbar. Dieser ist auch für die Verregelung von Jagd- und Fischfang sowie Landwirtschaft konstitutiv.⁵

Zusammengefasst lässt sich für Atrocal festhalten, dass alle Bewohner*innen in unterschiedliche Sammeltätigkeiten involviert sind. Der Zugang zu bestimmten Produkten kann jedoch bestimmten Geschlechtern oder Altersgruppen verschlossen sein, abhängig vom Produkt selbst und/oder dem Ort, wo dieses zu finden ist. Gesammelt werden darf auf dem gesamten Gemeindegebiet, unabhängig davon, ob auf kollektiven Flächen oder individuellen Grundstücken. Allerdings muss das Produkt ohne menschliches Zutun gewachsen sein; ist es durch einzelne Bewohner*innen angepflanzt, steht seine Nutzung nicht allgemein offen. Ausschlaggebend ist hier also nicht der Besitz an Boden, auf dem die Pflanze wächst, sondern vielmehr der Besitz der Pflanze, der durch eigenhändige Pflanzung zustande kommt.

Nova Canaã

Weit über 100 km flussaufwärts, am mittleren Flusslauf des Rio Inambú, stellt sich die Situation weitgehend ähnlich dar; in einigen Punkten zeigen sich allerdings auch deutliche Unterschiede. Auch hier in Nova Canaã haben die Bewohner*innen früher Kautschuk gewonnen. Damals gab es die heutige Gemeinde noch nicht, die Eltern der jetzigen Bewohner*innen von Nova Canaã jedoch lebten bereits in der Region und insbesondere über die Mütter wird berichtet, dass sie damals häufig Latex zapften. Heute jedoch nutzt, wie in Atrocal, niemand mehr Kautschuk. Auch hat die Besiedelung des Rio Inambú im beginnenden 20. Jahrhundert ihren Ausgangspunkt in der Sammelwirtschaft. Es waren landlose Bäuer*innen oder von den Dürren im Nordosten Brasiliens zur Migration Gezwungene, die während des Kautschukbooms nach Amazonien und auch an den Rio Inambú kamen. Hier zapften sie Latex, gewannen Öl aus Hölzern wie *Pau-Rosa*, wurden von Holzfirmen angeworben oder handelten mit Fellen. Sie lebten zunächst in Vila do Rio Preto, einer Siedlung am oberen Flusslauf des Rio Inambú. Vor zwei bis drei Generationen siedelte sich eine der Familien am Ort des heutigen Dorfkerns von Nova Canaã an, viele andere verließen die Region; Vila do Rio Preto existiert heute nicht mehr. Mittlerweile werden all diese Arbeiten nicht mehr durchgeführt, teilweise wegen fehlender Absatzmärkte, teilweise wegen verstärkter Umweltauflagen und Kontrollen. Insgesamt haben sich diese Tätigkeiten weniger deutlich in Landschaft und Gesellschaft eingeschrieben als an anderen Orten der Region.

5 Der Gegensatz erinnert an Beispiele anderer Regionen, in denen die Unterscheidung domestiziert vs. wild relevant ist (z.B. Bulmer 1967; Strathern/Strathern 1971). Er wird später zum Ausgangspunkt Marilyn Stratherns (1980) kritischer Auseinandersetzung mit dualistischen Konzeptionen im ethnographischen Arbeiten; nicht zu Unrecht müssen Texte wie dieser als Vorläufer der später einsetzenden Ontologischen Wende betrachtet werden.

Dennoch spielt die Sammelwirtschaft in Nova Canaã eine nicht zu unterschätzende Rolle. In der Gemeinde sammeln die Bewohner*innen Früchte wie *Piquiá*, *Muruçú*, *Cupuaçu* oder *Uxi* für den Eigenbedarf. Blätter, Rinde oder Honig werden als Medizin genutzt; Lianen, Palmblätter und Hölzer für die Konstruktion von Dächern, Häusern oder auch zum Transport von Maniok verwendet. Öle und Harze werden nur noch selten gewonnen. Drei der Bewohner gewinnen nach wie vor Öl aus *Copaíba*, laut der vor Ort agierenden NRO Ecoideia das einzige gesammelte Produkt abgesehen von Holz, welches in der Stadt kommerzialisiert wird. Alle anderen Produkte werden fast ausschließlich für den Eigenbedarf produziert, vor Ort weitergegeben oder verkauft (Ecoideia 2014: 23).

Relevanteste Sammeltätigkeit ist allerdings in Nova Canaã Holzwirtschaft, wodurch sich die Situation maßgeblich von Atrocal unterscheidet. In diese Tätigkeit sind im Grunde Männer jeder Familie in der Gemeinde involviert, einige mehr, andere weniger; Frauen und Kinder hingegen nie. Gefällt werden ausgesuchte Bäume auf dem Gemeindeland, zumeist in der Nähe der Wohngebiete, teilweise einige Kilometer den Flusslauf hinauf. Die Männer fällen die Bäume mit der Motorsäge, anschließend zersägen sie die Stämme je nach weiterer Verwendung und transportieren sie von Hand mithilfe von Karren ans Ufer bzw. in die Gemeinde. Mit dem Holz bauen die Anwohner*innen vor Ort Kanus und Boote, fertigen Latten und Bretter für Häuser an, die sie dann entweder selber nutzen oder innerhalb der Gemeinde weiterverkaufen. Mitunter verarbeiten sie Holz auch zu Rudern oder Kunsthandwerk und verkaufen diese nach Santarém. Sofern es sich nicht um gesetzlich geschützte Baumarten handelt, erlaubt das Nutzungsabkommen der Resex Tapajós-Arapiuns Holznutzung für den Eigenbedarf. Der Verkauf innerhalb des Schutzgebietes hingegen ist an Lizenzen gebunden; Verkauf nach außerhalb ist ausschließlich im Rahmen eines lizenzierten Projektes nachhaltiger Forstwirtschaft erlaubt (ICMBio 2014a: §§ 22, 24, 25). Die Gemeinde Nova Canaã verfügt über keine dieser Lizenzen und so wird die ohnehin körperlich anstrengende und mitunter gefährliche Arbeit auch juristisch problematisch, da trotz der fehlenden Erlaubnis Holz durchaus auch außerhalb des Schutzgebietes kommerzialisiert wird.⁶ Trotz des Verbots und den mitunter stattfindenden Kontrollen von IBAMA finden die Akteur*innen Wege, die Bretter und Stämme den Fluss hinunter zu transportieren und zu verkaufen; Möglichkeiten, die trotz ihrer Sichtbarkeit funktionieren und den Lebensunterhalt der Gemeinde sicherstellen. Dennoch kommt es immer wieder zu Kontrollen, Geldstrafen oder Beschlagnahmung von Holz. Ganz deutlich kollidieren hier die Auflagen des Nutzungsabkommens mit lokalen Praktiken und Normen der Holznutzung. Die schriftlichen Paragraphen werden hier weder in die lokale Ordnung integriert, noch werden sie ignoriert; vielmehr führen sie

6 Diese Kollision von Nutzungsabkommen und lokaler Praxis ist den zuständigen Behörden IBAMA und ICMBio bekannt und wird im Verwaltungsgremium offen diskutiert.

dazu, dass vor Ort Strategien entwickelt wurden, um Holz illegal weiterhin nutzen zu können. Eine Möglichkeit der Legalisierung dieser Situation erhoffen sich die Bewohner*innen durch die Implementierung eines nachhaltigen Holzprojektes.

IBAMA kam und bestrafte Leute. Aber auch IBAMA kann uns keine Lizenz geben zum Verkaufen. Deshalb haben wir uns entschieden, uns zu versammeln und dieses Gebiet [für ein zukünftiges Holzprojekt] zu demarkieren um dann Holzstämmen verkaufen zu dürfen. Und so ging es, ging es, ging es, bis wir heute dieses Team hier haben. (Pedro, Nova Canaã 27.07.2016)

»Dieses Team« ist eine Gruppe von Männern aus dem Dorf mit Unterstützung einer Holzkooperative aus dem benachbarten Waldschutzgebiet Flona do Tapapós. Im Juli und August 2016 waren sie über mehrere Tage im Wald von Nova Canaã und dem Nachbardorf Porto Rico unterwegs, um die Baumbestände zu inventarisieren und deren Effizienz für ein potentiell Holzprojekt zu prüfen. Durch den 2014 ratifizierten Managementplan verfügt die Resex Tapajós-Arapiuns über die notwendigen Verwaltungsinstrumente, um ein solches Holzprojekt auf Gemeindeebene zu implementieren und die Situation in Nova Canaã zu legalisieren. Trotz des positiven Ergebnisses der Inventarisierung geht der Prozess jedoch nur langsam voran. Bei meiner Rückkehr zwei Jahre später im Juli 2018 traf ich die Bewohner*innen Nova Canaãs enttäuscht an; Konflikte im Verwaltungsgremium und Vorwürfe der Korruption hatten dazu geführt, dass noch keine weiteren Schritte hatten unternommen werden können (Feldnotizen Verwaltungsgremium 23.07.2018). Am 22. Mai 2019 allerdings gab schließlich ICMBio in einer entsprechenden Verordnung die Implementierung des Projektes bekannt, wie ich aus der Ferne erfahre (ICMBio 22.05.2019).

Auf den Lebensalltag wird ein solches Projekt wohl deutlichen Einfluss nehmen. Bereits für die Vorbereitung haben die Bewohner*innen einen Gemeindeverband sowie eine Kooperative für die Vermarktung gegründet, was die sozialpolitische Organisation ebenso verändert hat wie das Verhältnis zur Nachbargemeinde Porto Rico.⁷ Darüber hinaus werden sich auch wirtschaftliche Tätigkeiten insgesamt verändern, vermutet Pedro und berichtet:

Und jetzt kommen neue Arbeitsplätze durch das Holzprojekt. Das ist gut und die wollen viele Leute haben. Aber dann wird es keine Zeit mehr geben, um Felder zu bestellen. Diese Zeit werden sie nicht mehr haben. Stattdessen werden sie kleines

7 Dieses Verhältnis zeichnete sich lange durch Spannungen und Konflikte aus, was letztendlich zu einer Grenzziehung zwischen den Gemeinden geführt hatte. Aufgrund der geringen Einwohner*innenzahl und der begrenzten Gemeindeflächen waren die beiden Orte für das Projekt der Forstwirtschaft jedoch gezwungen, sich kurz darauf sowohl im Gemeindeverband als auch in einer Kooperative zusammen zu schließen.

Geld erhalten. Das ist gut. Aber wenn dieses Geld zur Neige geht, gibt es unter der Erde keine Wurzel mehr zum Essen. (Pedro, Nova Canaã 27.07.2016)

Schon jetzt verzichten einige Haushalte weitgehend auf den Anbau von Maniok; insbesondere diejenigen, die als Angestellte in der Schule oder als Ladenbesitzer*innen ein Einkommen haben. Diejenigen, die weiterhin Maniok anbauen, verkaufen das Mehl an die Nachbar*innen weiter – allerdings sind die Preise vor Ort recht hoch und manchmal ist nicht genügend Mehl zum Verkauf vorhanden. Da Maniokmehl die unverzichtbare Grundlage jeder Mahlzeit in der Region darstellt, ist das tatsächlich extrem problematisch.

Auch in Nova Canaã werden diese Praktiken entlang einer Reihe von Normen ausgeführt. Im Gegensatz zu Atrocal allerdings fallen hier Unterschiede zum Nutzungsabkommen deutlicher aus, da die tatsächliche Nutzung von Holz mit dem Dokument in Konflikt steht. Insgesamt sind auch hier Männer, Frauen und Kinder beteiligt. Wer von ihnen Zugang hat, ist abhängig von den gesammelten Produkten: Früchte sammeln auch hier alle Bewohner*innen; Palmblätter, Lianen etc. werden von Männern und Frauen geschnitten; Holz ausschließlich durch Männer gewonnen. *Andiroba* wurde lange von Frauen zu Öl verarbeitet, was aber in Nova Canaã heute niemand mehr praktiziert. *Copaíba*-Öl hingegen extrahieren ausschließlich Männer, auch wenn mir nie ganz klar wurde, ob Frauen der Zugang grundsätzlich verschlossen ist.

»Ist das Arbeit für Männer?« frage ich.

»Ja«, antwortet Pedro, »von Männern. Weil das im Wald ist. Im Urwald.«

»Und Frauen können nicht in den Wald gehen?« frage ich weiter.

Pedro lacht laut. »Doch, die gehen in den Wald, extrahieren *Copaíba* aber nicht. Die von hier arbeiten damit nicht.« (Pedro, Nova Canaã 27.07.2016)

DeVore (2017: 119) verzeichnet eine ähnliche Ambivalenz und verweist sowohl auf Quellen, in denen Ölgewinnung als rein männliche Tätigkeit gilt, als auch auf solche, in denen Frauen nur während Schwangerschaft und Menstruation kein Öl gewinnen dürfen. Interessant ist der Hinweis von Pedro, dass es Männerarbeit sei (»trabalho de homem«), da sich die Stämme im Wald befinden. Meine Frage, ob Frauen nicht dorthin könnten, verneint er zwar, in der Praxis jedoch war der Zugang von Frauen auf Bereiche außerhalb der Gemeinde ohne männliche Begleitung nicht üblich. Geschlecht spielt demnach wie in Atrocal im Hinblick auf Zugang und Verschluss von Nutzung eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die Gewinnung von *Copaíba*-Öl weist auf weitere Punkte hin. Die NRO Ecoideia dokumentiert die Aussagen der Bewohner*innen zu diesem Prozess folgendermaßen:

Copaíba-Öl (bzw. Harz) kann das ganze Jahr extrahiert werden, wobei im Sommer der beste Zeitraum ist: es ist wichtig, hierbei die Mondphasen zu beachten. Bei

Neumond gibt der *Copaíba*-Baum geringe Mengen Öl, bei Halbmond schon mehr. Außerdem ist es wichtig, sich in sexueller Enthaltsamkeit zu üben, bevor man Öl zapfen geht. Um das Öl zu extrahieren, identifiziert man zunächst den Baum, egal ob mit dickem oder dünnem Stamm, beide können gut sein; man betrachtet die Position des größten Astes und bohrt genau in die Mitte einer Astgabelung (dort, wo sich die »Ader des Baumes« befindet). Es bedarf großer Achtsamkeit, um zu merken, ob die Bohrung die Ader getroffen hat. Anschließend zieht man den Bohrer heraus, steckt einen Auslass hinein, der aus einer Konservendose oder einem Stück Rohr hergestellt sein kann, und stellt den Kanister darunter, um das Öl aufzufangen. (Ecoidea 2014: 24)

Diese technische Beschreibung deckt sich mit den Informationen meiner Interviewpartner*innen, wenn auch meine Frage nach sexueller Enthaltsamkeit lediglich Gelächter auslöste. »Ja, manche machen das«, bestätigte mir schließlich Pedro, »aber bei mir funktioniert das nicht« (Feldnotizen Nova Canaã 27.07.2016). Was man eher beachte, seien Mondphasen, erklären mir meine Nachbar*innen, als wir unter dem Dach des Maniokmehlhauses zusammensitzen. *Copaíba* wird besser nicht bei Vollmond gezapft. Ebenso ist Holzschlag und Honigsammeln in dieser Zeit schlecht und auch auf die Reproduktion von Fischen hat der Mond eine Auswirkung (Feldnotizen Nova Canaã 06.06.2016). Mondphasen sind demnach nicht nur für Sammelwirtschaft von Bedeutung, auch für weitere Tätigkeiten in den Gemeinden und auch über die Grenzen der Resex Tapajós-Arapirua hinaus können sie relevant sein (vgl. DeVore 2017; Pantoja et al. 2002: 259).⁸

In Atrocal ist Sammelwirtschaft nicht durch die individuellen Grundstücke eingeschränkt; darf vielmehr von allen Bewohner*innen überall praktiziert werden. In Nova Canaã gibt es insgesamt keine privaten Grundstücke, die gesamte Fläche des Gemeindelandes mit Ausnahme der Wohnhäuser und deren kleinen Gärten ist in Gemeinbesitz (vgl. 4.1.3). Dementsprechend gibt es auch keine Flächen, deren Nutzung durch individuellen Bodenbesitz eingeschränkt werden würde. Allerdings habe ich schon darauf hingewiesen, dass in Atrocal das individuelle (Besitz-)Verhältnis zur Nutzpflanze ausschlaggebend ist; hierin wiederum ähnelt sich die Si-

8 DeVore (2017: 119f.) verweist auf weitere Verhaltensnormen während der Ölgewinnung: hierbei darf der Blick nicht in den Baumwipfel geworfen werden, es darf nicht gesprochen werden und zudem der Baum nicht bei seinem Namen genannt werden, da sonst das Öl nicht fließen wird. Zu diesen Auflagen habe ich in Nova Canaã keine Daten gewinnen können. Dies mag daran liegen, dass sie für die Bewohner*innen keine Bedeutung haben. Allerdings war mein Zugang zu diesem Thema auf Gespräche beschränkt, teilnehmende Beobachtung hätte hier vielleicht auch weitere Auflagen während des Zapfens zeigen können. Dies war mir als Frau jedoch nicht möglich. Eine Parallele sehe ich allerdings im Hinblick auf das Verbot der direkten Ansprache, das ähnlich bei Zusammentreffen mit Curupira in Situationen der Jagd eine Rolle spielen kann (vgl. 4.1.2).

tuation, denn auch in Nova Canaã darf nur gesammelt werden, was nicht individuell gepflanzt wurde. Daher ist es auch logisch, dass die kleinen angelegten Gärten um die Wohnhäuser ebenso wenig wie die individuell angelegten Maniokfelder für Sammelwirtschaft offenstehen.

Bei Holzschlag gilt es zu beachten, dass die Früchte der entsprechenden Bäume nicht durch die Gemeinde genutzt werden. Der *Piquiá*-Baum am Wegrand zur Schule beispielsweise, dessen Nüsse viele Bewohner*innen sammeln, darf auf keinen Fall gerodet werden. »Das ist eine ganz traditionelle Absprache, dass man das nicht darf«, erklärt mir der Präsident der Gemeinde (Seu Ercio, Nova Canaã 31.07.2016). Diesen besonderen Schutz genießen auch weitere Bäume und Sträucher.

Zusammengefasst lässt sich für Nova Canaã festhalten, dass Sammelwirtschaft insbesondere die Nutzung von Holz betrifft. Dies birgt großes Konfliktpotential, denn hier kollidieren die lokalen Nutzungspraktiken und Normen mit denen des Nutzungsabkommens, das eine Kommerzialisierung in der Form wie hier gehandhabt, verbietet. Der Prozess der Implementierung des Projektes für nachhaltige Forstwirtschaft, der seit mehreren Jahren im Gange ist, könnte diese Situation grundsätzlich ändern. Abgesehen von der Holznutzung zeigen sich viele Ähnlichkeiten mit der Situation in Atrocal. Nutzungsrecht haben ausschließlich Bewohner*innen der Gemeinde, der Zugang zu diesen Tätigkeiten ist mitunter durch Geschlecht und Alter bedingt. Grundsätzlich ist Sammelwirtschaft auf dem gesamten Gemeindegebiet erlaubt, solange es sich nicht um individuelle Pflanzungen oder Bäume handelt. Geschützt sind zudem Bäume »öffentlichen Interesses«, die alle Bewohner*innen nutzen.

Nutzungsabkommen

Während das Nutzungsabkommen diese Praktiken in einigen knappen Paragraphen regelt, gibt der Managementplan detaillierte Auskunft über die Rolle und Durchführung von Sammelwirtschaft in den Gemeinden.⁹ Im Rahmen der ökonomischen Charakterisierung des Schutzgebietes widmet er neben Jagd, Fischfang, Kunsthandwerk, Tourismus, Landwirtschaft und Zucht auch dem Sammeln ein ganzes Kapitel. Insgesamt bildet die Beschreibung die in Atrocal und Nova Canaã vorgefundene Situation in weiten Teilen ab. Auch hier wird Sammelwirtschaft als alltäglich relevante Tätigkeit beschrieben, die von etwa 90 Prozent der Familien ausgeübt wird und sowohl Ernährung ergänzt, Baumaterial und Alltagsgegenstände liefert, wie auch Basis für Kunsthandwerk ist. Aufgrund der schwierigen Transportwege und der Unsicherheit, ob Produkte in der Stadt gewinnbringend verkauft

9 Nutzungsabkommen und Managementplan sind aufs Engste miteinander verwoben (vgl. 3.2.2), daher entnehme ich dem Managementplan zusätzliche Informationen zu Extraktivismus.

werden können, wird Gesammeltes kaum extern kommerzialisiert, sondern meist lokal genutzt, getauscht oder in Einzelfällen verkauft (ICMBio 2014b: 97ff.). Dass während der Erntezeit von *Açaí*, *Uxi* und *Piquiá* diese Produkte die Nahrungsgrundlage der Bevölkerung darstellen (ebd.: 98), deckt sich hingegen nicht mit meinen empirischen Erfahrungen. Fleisch oder Fisch und Maniokmehl zu ersetzen hat in den von mir besuchten Haushalten kein anderes Produkt geschafft. Auch die Wichtigkeit der Holznutzung für den Eigenbedarf, aber auch zum Verkauf, benennt der Managementplan. Der Verkauf von Holzprodukten, die Vergütung von handwerklichen Tätigkeiten rund um Holz oder auch der illegale Verkauf von Rohholz sind wichtige Einkommensquellen innerhalb des Schutzgebietes, betont der Text und erkennt auch die Schwierigkeiten an, die sich für die Bewohner*innen durch die starke Regulierung von Holzverkauf ergeben haben. »Im Hinblick auf den Abbau von Holzprodukten gibt es größte Schwierigkeiten für die Gemeinden, vor allem wegen der Notwendigkeit der geordneten Nutzung mit Inventarisierungen und lizenzierten Nutzungsplänen, die dem Holz den Ursprung in der Resex Tapajós-Arapiuns zertifizieren« (ebd.: 102).

Der »Nutzung von Land und Wald zum Extraktivismus« ist der erste von insgesamt fünf Abschnitten des Nutzungsabkommens gewidmet, darin finden sich auch Regeln für die Sammelwirtschaft. Insbesondere für Holznutzung definiert das Nutzungsabkommen strenge Auflagen: erlaubt ist die Nutzung von Holz für den Eigenbedarf, gemeinschaftliche Nutzung durch die Gemeinde und (eingeschränkt) Weiterverkauf innerhalb der Resex Tapajós-Arapiuns. Jeglicher Verkauf nach außerhalb des Schutzgebietes ist verboten, unabhängig davon ob in Form von Rohholz oder weiterverarbeiteten Produkten. Dies darf ausschließlich im Rahmen eines lizenzierten Projekts für nachhaltige Forstwirtschaft geschehen. Anders als in den beiden Gemeinden wird im Nutzungsabkommen ein Unterschied zwischen individuellen und kollektiven Nutzflächen gemacht und die Nutzung je nach Fläche anders reguliert. Holz aus individuellen Grundstücken darf individuell genutzt und innerhalb des Schutzgebietes weiterverkauft werden. Holz aus kollektiven Landflächen dient ausschließlich der gemeinschaftlichen Nutzung vor Ort, auch für den Verkauf innerhalb der Resex Tapajós-Arapiuns sind eine Lizenz und ein Nutzungsplan notwendig (ICMBio 2014a: §§ 22, 24, 25). So bestimmt hier die Form des Bodenbesitzes das Recht auf Holznutzung.

Sammelwirtschaft jenseits von Holznutzung ist innerhalb des eigenen Grundstücks und auf dem Gemeindeland erlaubt (ebd.: §§ 11, 37, 38); sie muss allerdings nachhaltig durchgeführt werden und darf die Pflanzen nicht langfristig schädigen (ebd.: § 21). Wie in Nova Canaã betont das Nutzungsabkommen den Schutz von Bäumen, die Menschen als Nahrung dienen; es weitet diesen Schutz jedoch auch auf Bäume aus, die von Tieren genutzt werden (ebd.: § 20).

Die Regelkomplexe im Vergleich

Die Gründung der Schutzgebietskategorie Resex in Brasilien ist eng mit Sammelwirtschaft und insbesondere Kautschukgewinnung verknüpft und auch die Region des Unteren Tapajós ist durch Aneignung von Latex und Holz bis heute sichtbar gezeichnet. Ebenso ist Sammelwirtschaft für die Entstehung der Ortschaft Nova Canaã maßgeblich gewesen und hat Menschen aus anderen Landesteilen hierhergeführt. Heute spielt Sammelwirtschaft in den beiden Gemeinden meiner Forschung und in der Resex Tapajós-Arapiuns insgesamt eine deutlich kleinere, dabei aber doch alltägliche Rolle. Ein entscheidender Unterschied zwischen Nova Canaã und Atrocal ist in der intensiven Holznutzung in ersterer Gemeinde zu sehen, die weitere Unterschiede beispielsweise in der Intensität von Landwirtschaft nach sich zieht und eine Einkommensmöglichkeit bietet, die zwar illegal ist, aber über die sich deutlich mehr Geld erwirtschaften lässt als über die nicht-kommerzialisierte Sammelwirtschaft Atrocals.

Alle drei Regelkomplexe halten Normen zur Regulierung von Sammelwirtschaft bereit. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Bewohner*innen diese Tätigkeiten grundsätzlich erlauben, sie aber Personen von außerhalb der Gemeinden verbieten. Deutliche Unterschiede weisen die normativen Ordnungen im Hinblick auf ihre Differenziertheit auf. Die Regelkomplexe der Gemeinden binden den Zugang häufig an Geschlecht und Alter, während das Nutzungsabkommen alle Nutzer*innen gleichermaßen betrifft. Die Regelkomplexe von Atrocal und Nova Canaã denken mitunter auch Bedingungen wie Mondphasen oder Jahreszeiten mit, das Nutzungsabkommen legt indes einen deutlichen Fokus auf die Regulierung von Weiterverkauf.

Markant erscheint die unterschiedliche Gewichtung von Bodenbesitzverhältnissen für die Nutzungsaufgaben. Im Nutzungsabkommen sind die individuellen oder kollektiven Besitzverhältnisse ausschlaggebend für den Zugang zu Ressourcen. In den Gemeinden hingegen gelten private Grundstücke nicht als Ausschlusskriterium für extraktive Nutzung (sofern es diese privaten Flächen gibt, was in Nova Canaã nicht der Fall ist). Grundlegend ist hier nicht der Ort, sondern das Besitzverhältnis zur Pflanze, dass diejenige Person innehat, die für den Ursprung der Pflanze verantwortlich ist. Nicht individuell gepflanztes ist *da natureza* und damit kollektiv nutzbar.

4.1.2 Jagd und Fischfang

Fleisch und Fisch stellen neben Maniokmehl und Reis die Basis der Hauptmahlzeiten in der Resex Tapajós-Arapiuns dar. Aus Santarém bringen viele Bewohner*innen Fleisch und Geflügel mit in die Gemeinden. Aufgrund fehlender Stromversorgung und damit Kühlmöglichkeiten sind jedoch die Lagerzeiten relativ kurz. So stillen die allermeisten Menschen ihr Bedürfnis durch Jagd und Fischfang vor Ort.

Wie relevant diese Wirtschaftspraktik für die einzelnen Haushalte ist, kann zwischen den Gemeinden aber auch innerhalb variieren. Mit zunehmender Entfernung zur Stadt verringert sich tendenziell die Möglichkeit, dort über die monatlichen Reisen hinaus, zusätzliche Lebensmittel zu beziehen; dafür nimmt im Allgemeinen die Menge und Diversität an Wild zu. Dieser Zusammenhang spiegelt sich in den Gemeinden meiner Forschung deutlich wider: Nova Canaã liegt zwei bis drei Tage Bootsfahrt von Santarém entfernt, damit ist eine dauerhafte Versorgung aus der Stadt unmöglich, gleichzeitig ist die Chance auf erfolgreiche Jagd sehr hoch. In Atrocal hingegen verkehrt fast täglich ein Linienboot nach Santarém, das in Einzelfällen auch kleine Lieferungen von Essen übernimmt. Nach wie vor ernährt sich auch in Atrocal die Mehrheit der Haushalte von Jagd und Fischfang, dennoch kann die relative Stadtnähe eine Alternative bieten, insbesondere für ältere Menschen, sofern sie über die finanziellen Mittel verfügen.

Zum Fischen haben Frauen prinzipiell Zugang, Jagd hingegen praktizieren ausschließlich Männer; ein Umstand, der Konsequenzen für meine Datenerhebung hatte. Während mir bei Sammelwirtschaft und Fischfang teilnehmende Beobachtungen möglich waren, war ich im Kontext von Jagd allein auf Informationen aus informellen Gesprächen und Interviews angewiesen. Glücklicherweise scheint Jagd jedoch ein Thema zu sein, über das gerne und ausschweifend gesprochen wird, sodass ich trotz dieser Einschränkungen ausreichend Datenmaterial sammeln konnte. Die Chance, durch teilnehmende Beobachtungen auf weniger offensichtliche Detailfragen zu stoßen, verringerte sich hierdurch jedoch. Zudem muss ich wohl hinnehmen, dass in den Berichten eventuell erlegte Wildschweine größer, angebroffene Jaguare wilder und kalte Nächte weniger unangenehm wurden.¹⁰

Wie im Kapitel zu Sammelwirtschaft nehme ich hier ausgehend einer Darstellung von Praktiken die normierenden Regelungen in den Blick. Ich konzentriere mich dabei zunächst auf Nova Canaã, fahre mit einer Darstellung Atrocals fort und schließe mit dem Nutzungsabkommen und einem kurzen vergleichenden Resümee. Jagd und Fischfang wird in den beiden Gemeinden auf sehr ähnliche Weise betrieben. Um Wiederholungen im Text zu vermeiden nehme ich eine detaillierte Beschreibung der unterschiedlichen Praktiken nur jeweils in einer Gemeinde vor. Allerdings gibt es eine Ausnahme: die Jagd mit dem Kanu wird ausschließlich in Nova Canaã praktiziert. Mit dieser Ausnahme werde ich meine Ausführungen beginnen.

10 Allerdings scheinen männliche Anthropologen mitunter an dieselben Hürden zu stoßen: »I did not go to many hunting trips. This was partly because Ashéninka men generally preferred to hunt alone but mainly, I suspect, because I was not very good at it«, merkt Evan Killick (2016: 9) an.

Nova Canaã

In Nova Canaã habe ich eine Form der Jagd kennen gelernt, die mir sonst nicht begegnet ist: die Jagd mit dem Kanu. Der etwa 30 Meter breite Flusslauf des Rio Inambú ist anders als der Rio Arapiuns nicht von Sandstränden gesäumt; hier reichen die Bäume und Sträucher bis ans Ufer. Wenn der Fluss nicht über die Ufer tritt, was meistens in den Sommermonaten der Fall ist, wird dadurch diese sehr lokalspezifische Form des Jagens möglich:

Und so finde ich mich eines frühen Abends im Mai 2016 auf der schmalen Bank des hölzernen Motorbootes meiner Gastfamilie wieder. Gemeinsam mit den beiden Söhnen bin ich auf dem Weg flussaufwärts, in Richtung der ehemaligen Siedlung Vila do Rio Preto. In unzähligen Schleifen schlängelt sich der Flusslauf durch das Waldgebiet – im Vergleich zu den enormen Flüssen Arapiuns oder Tapajós wirkt er winzig. Immer wieder müssen wir umgefallenen Bäumen und Palmen ausweichen, die weit in das dunkle Wasser hineinreichen. Hier und da öffnet sich das Ufer und gibt den Blick frei auf Nebenarme, große und kleine Seen, die still daliegen. Zu meinen Füßen liegen eine Packung Kekse, eine Thermoskanne süßer Kaffee und ein Apfel, direkt daneben das Gewehr meines Gastgebers, ein wenig Munition, zwei Taschenlampen und eine dicke Ersatzbatterie. Hinter mir übertönt das laute Knattern des Motors jedes andere Geräusch.

Die Regenzeit ist kurz ausgefallen dieses Jahr und der Fluss hat sich schon wieder in sein Bett zurückgezogen, die Uferbereiche freigegeben. Nun kommen die Tiere nachts zum Trinken her oder suchen einen der zahlreichen Fruchtbäume am Ufer auf, deren Früchte und Nüsse nun reif und lecker sind. (Feldnotizen Nova Canaã 04.05.2016)

Für die Jagd mit dem Kanu ist dieser Zeitpunkt perfekt. Sieht man das Funkeln der Augen im leichten Mondlicht oder hört ein entsprechendes Geräusch, gilt es, mit der Taschenlampe in diese Richtung zu leuchten und, sollte es sich tatsächlich um ein Beutetier handeln, mit dem Gewehr in der anderen Hand möglichst schnell zu schießen. Diese Form der Jagd erscheint mir in vielerlei Hinsicht praktisch: sie verringert die Gefahr, auf Schlangen zu treffen, was in der großen Entfernung zur Stadt mitunter tödlich enden kann. Und der Transport der Beute ist weitaus einfacher, als wenn das Fleisch die oft weiten Wege auf dem Rücken zurück in die Gemeinde getragen werden muss. Hier wird es stattdessen einfach ins Kanu geladen. Zudem scheint diese Jagdtechnik je nach Jahreszeit recht vielversprechend zu sein. Meine Nachbarn kommen so immer wieder mit vollen Kanus zurück, deren Inhalt sie unter den Bewohner*innen von Nova Canaã aufteilen. Allerdings benötigen sie Treibstoff für das Boot, der in großen Kanistern aus Santarém mitgebracht werden muss und in Zeiten des Mangels extrem teuer zwischen den Bewohner*innen gehandelt wird.

Wir gehen heute leer aus. Nachdem die Sonne untergegangen ist, beginnt sich der Himmel zuzuziehen und begießt uns schon wenig später mit einem intensiven Regenschauer. Wir ducken uns unter eine Plane, die gegen die Wassermassen jedoch wenig ausrichtet und bald schon sind wir vollkommen durchnässt. Als der Regen kurz nachlässt fahren wir weiter, der Fahrtwind nun eiskalt auf der nassen Haut. Doch bald schon setzt ein Dauerregen ein, wir geben auf und treten den Rückweg an. Nach über einer Stunde treffen wir zu Hause ein, wo wir uns bei heißem Kaffee und Keksen etwas mürrisch aufwärmen. Das sei *Panema*, meint meine Gastgeberin Dona Marilene lachend und auch die anderen beginnen zu witzeln. *Panema* – der negative Einfluss, den Frauen unter Umständen auf Jagd haben können. Wie ernst sie es meinen, kann ich nicht einschätzen.

Am nächsten Tag probieren die beiden Jungs es noch einmal, ich darf diesmal nicht mit. Mit Erfolg und gefülltem Kanu kommen sie spät nachts zurück nach Hause. (Feldnotizen Nova Canaã 04.05.2016)

In Nova Canaã ist Jagd – wie wohl an vielen anderen Orten auch (Almeida et al. 2002) – ausschließlich Männern vorbehalten. Die Jagd mit dem Kanu bietet Frauen allerdings die Möglichkeit als Begleitung mitzufahren. Dass unser Misserfolg an *Panema* gelegen hätte, glaube er dennoch nicht, meint später ein Angestellter der vor Ort tätigen NRO und will wissen, ob ich menstruiert hätte. Als ich verneine fährt er fort, dass dort wenige Frauen jagen würden und man wohl einfach vorsichtig sei (Interview, Santarém 11.07.2016). *Panema*, ein schlecht zu übersetzender Begriff, der in etwa Pech beim Jagen (und seltener auch Fischen) bedeutet, führt dazu, dass selbst an guten Orten mit viel Wild erfahrene Jäger kein Glück mehr haben. Ausgelöst werden kann *Panema* durch den Jäger selbst – wenn er beispielsweise schimpft oder sich anderswie ungebührlich verhält – aber auch durch andere Personen, wenn diese mit Bestandteilen der Beute auf bestimmte Weise in Kontakt kommen; beispielsweise über Reste von Knochen, Fleisch, Fett oder Blut. Dies gilt es zu vermeiden oder durch bestimmte Handlungen abzumildern, wie zum Beispiel durch Räucherungen der betroffenen Akteure, seien es der Jäger, Hunde oder die Jagdwaffen. Als Synonym für Unglück hat *Panema* seinen Weg in die Alltagssprache Nordbrasilens gefunden (vgl. Almeida 2013: 14f.; Galvão 1951; Wawzyniak 2008: 133ff.). In Nova Canaã blieb es jedoch meines Erachtens bei diesem Scherz und auch die weiteren Vorsichtsmaßnahmen habe ich nicht beobachtet.

Neben dem Kanu nutzen Jäger in Nova Canaã auch Hochsitze oder Hunde zur Jagd – eine genauere Beschreibung dieser Praktiken nehme ich am Beispiel von Atrocal vor. Welcher Technik sich ein Jäger bedient, hängt von mehreren Faktoren ab; neben persönlichen Vorlieben bestimmter Jagdtechniken kann auch die gewünschte Beute ausschlaggebend sein. Nicht alle Tiere kommen beispielsweise an den Fluss zum Fressen, sodass per Kanu nur bestimmtes Wild erlegt werden kann. Und über die strategische Auswahl spezifischer Fruchtbäume für die Installation

eines Hochsitzes kann ein Jäger die Wahrscheinlichkeit erhöhen, auf ein bestimmtes Beutetier zu treffen. Auch Jahreszeiten und dementsprechend Wasserstände beeinflussen Jagdtechniken: »Wenn der Sommer kommt [...], kommt Wild runter zum Fluss, um Wasser zu trinken; aber mitten im Wald ist es schwierig, die Blätter sind trocken« (Conceição, Porto Rico 01.08.2016), erläutert mir eine alte Dame im Nachbarort Porto Rico. Die auf den ersten Blick etwas kryptische Beschreibung verdeutlicht den Zusammenhang von Jahreszeit und Jagdtechnik. Im Sommer und solange das Wasser nicht über die Ufer tritt, kann per Kanu gejagt werden, weil Wild zum Trinken direkt an das Ufer kommen muss. Gleichzeitig ist zu dieser Zeit Jagd im Wald schwieriger, da die trockenen Blätter es nahezu unmöglich machen, sich geräuschlos zu bewegen. Tritt der Fluss in der Regenzeit wieder über die Ufer, funktioniert die Jagd per Kanu nicht mehr und Jäger sind auf Praktiken an Land angewiesen; die wiederum können aufgrund des feuchten Laubes leiser stattfinden.

Auch Fischfang trägt in Nova Canaã dazu bei, die alltägliche Lebensgrundlage zu sichern. Weitere Flusstiere, seien es kleinere Krokodile oder Schildkröten, ergänzen die Ernährung. Auch hier sind die Praktiken in Nova Canaã und Atrocal weitestgehend identisch: Viele Bewohner*innen angeln gerne mit *Linha Cumprida* – langen Angelschnüren, die sie auf Plastikrohre oder Stöcke aufrollen und an deren Enden sie einen Angelhaken verknoten. Vom Ufer oder Boot aus werfen sie die Leinen aus. Mitunter wird auch mit Angelrouten oder außerhalb der Siedlung mit Fischernetzen gearbeitet. Einige Bewohner*innen sperren mit ihren Netzen kurzzeitig den Flusslauf, was lokal sehr umstritten ist. Eine Alternative bietet die *Tarrafa*, ein rundes Fischernetz, dessen mit Gewichten beschwerte Enden auf den Flussboden sinken. Über eine Schnur wird es wieder heraufgezogen und Fische (sowie mitunter auch Stöcke) gleich mit. Nachts gehen manchmal insbesondere jüngere Männer tauchen, mit Maske, Taschenlampe und einem Speiß ausgestattet. Vereinzelt berichten mir Personen, dass *Tucunaré*, ein in den städtischen Gebieten sehr beliebter Speisefisch, manchmal mit Pfeil und Bogen geschossen wird. Um den Erfolg zu erhöhen reiben Fischer den Bogen zuvor mit Tabak ein. Diese früher gängige Methode kommt in Einzelfällen auch heute noch zur Anwendung. Den Tabak nutzen sie, damit der Fisch auftaucht, erklärt mir Dona Williane. Man sagt, dass die Fische durch den Tabak betrunken werden und an die Wasseroberfläche kommen. »Dann können wir sie einfach fangen. [...] Viele machen das so« (Dona Williane, Porto Rico 03.05.2016). Auch beim Fischen beeinflussen gewünschte Beute, Jahreszeiten bzw. Wasserstände, persönliche Vorlieben ebenso wie die technische Ausstattung die Wahl der Praktik.

Meine Daten legen nahe, dass auch diese Subsistenzpraktiken entlang von spezifischen Normen durchgeführt werden. Ebenso wie Sammeltätigkeiten sind Jagd und Fischfang ausschließlich den Bewohner*innen der Gemeinde gestattet. Personen von außerhalb haben kein Nutzungsrecht. Noch deutlicher als bei Sammel-

wirtschaft sind hier Alter und Geschlecht von Bedeutung. Jagd ist Männern und männlichen Jugendlichen vorbehalten, wobei bei der Jagd im Kanu gelegentlich auch die Ehefrau des Jägers mitfährt. Im Kontext von Fischfang liegt es an der spezifischen Technik, wer angelt. Angelrouten und die langen Angelschnüre nutzen Personen jeden Alters und Geschlechts, insbesondere aber Kinder, Frauen und ältere Personen. Die anderen Techniken – Netz, Pfeil und Bogen oder Speiß – sind ausschließlich männliche Tätigkeiten.

Hinzu kommen Normen im Hinblick auf Tageszeiten und Mondphasen, ein Verbot der Kommerzialisierung von Fisch und Wild, sowie Verbote bestimmter Praktiken, Spezies und Orte. Die Relevanz von Wasserständen oder Trockenheit und dementsprechend Jahreszeiten habe ich bereits erwähnt. Weiterhin können zeitliche Aspekte eine Rolle spielen: So sind Jagd und Fischfang insgesamt vor allem nachts erfolversprechend, um die Mittagszeit hingegen aussichtslos. Ebenso wenig klappt es bei Vollmond, erklärt Dona Williane:

»das ist so, wenn Neumond ist, dann setzt sich der Mond sofort, verstehst du? Und wenn der Mond untergeht, erlegst du Beute. [...] Wenn sich der Mond setzt, kommt das Wild zum Fruchtbäum oder auf das Feld. Und wenn nun aber der Mond sehr groß ist, dann klappt das Jagen nicht mehr, weil das Mondlicht so stark ist. [...] Aber wenn es die ganze Nacht dunkel ist, dann erlegst du jede Nacht Wild. Dann angelst du tagsüber und fängst Fische, weil es [sonst, bei Vollmond] auch tagsüber nicht viel Fisch gibt. Dann, wenn der Mond so riesig ist, dann gibt es insgesamt nicht viel Essen.«

»Jetzt gibt es keinen Mond, oder?«, frage ich.

»Momentan ist es gut. Der Divaldo hat einen Tapir erlegt, Ronaldo ein Reh und Fabio ein Paka.« (Dona Williane, Porto Rico 03.05.2016)

Grund für diese Abhängigkeit vom Mond scheint einerseits wie bei der Sammelwirtschaft sein Einfluss auf die Menge an vorhandenem Honig, Harz, Fisch und Wild etc. zu sein. Darüber hinaus ist es das Mondlicht, das die Jagd stört. Insbesondere der helle Vollmond, der bei Sonnenuntergang erscheint und die ganze Nacht über den Wald erhellt, sorgt dafür, dass das Wild den Jäger leicht bemerkt. Besser gelingt es während der anderen Mondphasen; diese sind weniger hell, zudem scheint der Mond während dieser Phasen immer nur einen Teil der Nacht.

»Eine sehr traditionelle Vereinbarung bezieht sich auf die Jagd. Sie besagt, dass wir Essen hier nicht verkaufen dürfen. [...] Wir fischen, jagen, geben das Anderen zum Essen weiter, aber verkaufen es nicht«, fasst der Präsident der Gemeinde für mich zusammen (Seu Ercio, Nova Ganaã 31.07.2016). Dieses interne Abkommen ist Resultat von Konflikten mit externen Jägern zu einer Zeit, als am oberen Flusslauf des Rio Inambú vor allem für Fellhandel gejagt wurde. Es impliziert, dass Jagd und Fischfang ausschließlich zur Subsistenz gedacht sind und nicht zum Einkommen beitragen sollen, wodurch indirekt eine Obergrenze etabliert wird und gesichert

ist, dass nur so viel gejagt und gefischt wird, wie für den Eigenbedarf notwendig. Sehr gängig hingegen ist in der Gemeinde die Weitergabe von Fleisch und Fisch unter Nachbar*innen. Ein Teil des erlegten Wildes und bei größeren Fängen auch Fisch wird grundsätzlich unter den Haushalten verteilt; eine unmittelbare Gegen- gabe ist nicht erforderlich (Feldnotizen Nova Canaã 30.04.2016). Das System ga- rantiert damit auch den Haushalten eine gewisse Grundsicherung, in denen ältere Personen oder ausschließlich Frauen wohnen. Geteilt werden dabei lediglich Wild und Flusstiere, nicht aber Fleisch aus Zucht, Produkte der Landwirtschaft oder Kautschuk usw. Auch in Atrocal wird Fleisch und Fisch häufig unter den nächstge- legenen Familien geteilt; in Nova Canaã allerdings ist dieses Teilen deutlich ausge- prägter und alltäglicher. Florêncio Vaz Filho (2013a: 12) beschreibt diese Praxis des Teilens auch für andere Gemeinden der Resex Tapajós-Arapiuns; insgesamt ist sie im Amazonasraum weit verbreitet (vgl. Fausto 2007; Overing 1999; Rival 1998a) und auch darüber hinaus in vielen indigenen wie nicht-indigenen Jäger- und Samm- lergesellschaften üblich (vgl. Kaplan/Hill 1985; Kishigami 2004; Woodburn 1998).¹¹

Zusätzlich gibt es Verbote konkreter Praktiken und Spezies. Erstere betreffen insbesondere das Jagen mit *Armadilha*. Hierbei installiert ein Jäger sein Gewehr am Rande eines Pfades im Wald und spannt eine Schnur über den Weg, die das Gewehr zum Auslösen bringt, wenn Wild den Ort passiert. Da es dabei in der Ver- gangenheit immer wieder zu Unfällen kam, ist diese Form der Jagd heute in Nova Canaã (wie in Atrocal und vielen anderen Gemeinden) verboten und wird meines Wissens nach auch nicht mehr praktiziert. Beim Fischfang gibt es zwei Einschrän- kungen: Zum einen ist das Tauchen nicht erlaubt, da es die Fische vertreibt. Zum anderen und aus demselben Grund dürfen Fischer*innen den Fluss nicht mit ih- ren Netzen sperren. Beide Verbote formulierten meine Gesprächspartner*innen explizit als Regeln und doch sind beide Praktiken durchaus üblich. Auch die Jagd bestimmter Spezies ist verboten; einige Affenarten, Jaguar und Seekühe stehen beispielsweise unter Schutz. Diese Auflagen seien eigentlich externe Regeln, die nicht in der Gemeinde aufgestellt wurden, wird mir erklärt. Anders als im Rest der Resex Tapajós-Arapiuns ist in Nova Canaã und dem Nachbarort Porto Rico al- lerdings die Jagd von Tapiren erlaubt, da sie in dieser entlegenen Region zahlreich vorkommen; es handelt sich um eine Abmachung, die mir sowohl die Bewohner*in- nen als auch der Vorsitzende des Verwaltungsgremiums und damit Angestellter von ICMBio bestätigten.

Zusätzlich gibt es bestimmte Orte, an denen Nutzung nicht uneingeschränkt stattfinden darf. Jagen und fischen dürfen die Bewohner*innen grundsätzlich überall im Bereich der Gemeinde, allerdings bleibt dieses Recht etwas ambivalent:

11 Vaz Filho (2013a: 12) nennt diese Praxis *Putaua* (*Nheengatú* für »das, was man gibt«), ande- re Quellen diskutieren sie unter dem Stichwort *Food-sharing*. In meinen Forschungsfeldern wurde sie nicht explizit benannt.

Im Zuge der Vorbereitungen für das Projekt nachhaltiger Forstwirtschaft haben sich die Nachbargemeinden Porto Rico und Nova Canaã zusammengeschlossen; die Grenze zwischen ihnen fiel dabei weg, die zuvor getrennten Gemeindeländer sind nun eine gemeinsame Fläche. Welche Konsequenz dies für die Nutzung hat, ist jedoch lokal umstritten. Während die einen betonen, nun stehe das gesamte Gebiet allen Bewohner*innen beider Gemeinden zur Nutzung offen, kam es während meines Aufenthaltes zu Unstimmigkeiten, nachdem der Sohn meiner Gastgeber*innen im Nachbarort Porto Rico geangelt hatte. Diese Ambivalenz der Regelungen lässt sich für mich nicht auflösen, in gewisser Weise bleiben beide Dimensionen gleichzeitig bestehen: Jagen und Fischen ist überall erlaubt und ist es doch auch nicht. Allerdings sind die Gemeinden etwa 30 Minuten mit dem Boot voneinander entfernt und es kommt im Alltag selten zu solchen Konflikten, da Fischfang und Jagd vor allem in der Nähe der Siedlungen betrieben werden.

Allerdings kann es vorkommen, dass bestimmte Orte unter bestimmten Bedingungen für die Jagd nicht zur Verfügung stehen; manchmal nur für eine Nacht, manchmal für längere Zeit:

»Nun ja, soweit ich weiß, und ich habe ja schon viel gejagt, wenn man wartet und die Curupira ist da, da tötet man keine Beute.«

»Nein?« hake ich nach und er fährt fort: »Nein, sie verbringt dort die Nacht und da kommt nichts vorbei. [...] Und, sagen wir so, sie ist zum Beispiel dort, sagen wir, wenn sie dort ist, dann weiß niemand, was sie gerade macht, aber weggehen tut sie nicht. Dann wird es Tag. Und sehen kann man sie nicht, gel! Man nimmt nur dieses Gefühl wahr. Hört das Pfeifen. Wir merken, wenn wir im Hochsitz sitzen, wie sie geht, wie sie unter unserer Hängematte läuft, genau wie das Wild.«

»Macht sie das gleiche Geräusch?«

»Das gleiche was das Wild macht, macht sie auch. Aber wenn wir [mit der Lampe] hin leuchten, sehen wir nichts. Wenn wir das Licht löschen, läuft sie weiter, leuchten wir hin, sehen wir nichts. Weißt du, dort wo sie ist, da kommt kein Wild vorbei.« (Seu Alberto, Nova Canaã 06.05.2016)

Es ist Curupira, von der mir der alte Herr mit dem großen Hut an unserem Küchentisch berichtet. Curupira – als *Dona da Mata* (Herrin des Waldes) oder *Mãe da Caça* (Mutter der Tiere) bezeichnet – kümmert sich um das Wohlergehen des Wildbestandes und so sind es zumeist Jäger, die mit ihr zusammentreffen. Sie bleibt in vielen Fällen unsichtbar und doch ist ihre Anwesenheit spürbar, sei es dadurch, dass sie die Laute von Beutetieren imitiert oder aufgrund ihres durchdringenden Pfeifens und eines spezifischen Gefühls der Angst. Taucht sie auf, während ein Jäger auf Beute wartet, wird er keinen Erfolg mehr haben.

»Am meisten mögen sie die Jäger auf dem Hochsitz«, erzählt mir Dona Conceição.

»Einmal ging mein Mann da am Rand des neuen Feldes zum Hochsitz, und er sagt,

dort habe er seine Hängematte aufgehängt und auf das Paka gewartet. Aber dann sagt er, hat er einen Pfiff gehört und sich total erschreckt. Er sagt, wenn sie diesen Pfiff abgibt, da gibt es keinen *Caboclo*, der sich nicht erschrecken würde. Dieses Biest hat einen sehr ekligen Pfeifton. So war das, und dann kam sie, und BAAAM – hat den Ast geschüttelt, an dem seine Hängematte hing. Er aber ging nicht weg, weil er so starrköpfig ist: ›Ich werde warten, dass das Paka kommt!‹ Aber an dem Fruchtbaum, wo sie hinkommt, da tötet der *Caboclo* nichts.«

»Und dann?« frage ich. »Ist er dann am nächsten Tag wieder dorthin?«

»Nein, dort ist er nicht mehr zu seinem Hochsitz. Und jetzt, jetzt macht er das ohnehin schon lange nicht mehr.« (Dona Conceição, Porto Rico 01.08.2016)

Dona Conceição beschreibt hier einen recht typischen Kontakt mit dieser Akteurin des Waldes. Sie spricht zu Beginn des Zitats im Plural, denn eine Curupira gibt es nicht nur hier im Wald, sondern auch an vielen anderen Orten. Besonders gerne tauchen sie dann auf, wenn Jäger im Hochsitz warten. Insbesondere ungebührliches Verhalten oder übermäßiges Jagen verärgert sie und Jäger haben mit Sanktionen zu rechnen, wie dies auch dem Mann von Dona Conceição geschehen ist. Nicht immer bleiben sie dann einfach sitzen, wie er es tat; im Gegenteil verlassen viele den Ort um einer direkten Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen.

Curupira ist nicht nur in Gemeinden der Resex Tapajós-Arapiuns, sondern in ganz Amazonien und darüber hinaus eine prominente nicht-menschliche Instanz und sowohl in indigenen Kontexten, wie in traditionellen Bevölkerungsgruppen Teil alltäglicher Lebensrealität (vgl. Hoefle 2009; Reichel-Dolmatoff 1976; Smith 1996; Vaz Filho/Gonçalves de Carvalho 2013). Auf ihre Tätigkeiten, Eigenheiten und Beziehungen zu den Bewohner*innen werde ich in Kapitel 5.1 eingehen. Hier geht es mir zunächst darum, ihren Einfluss auf die normativen Ordnungen in Nova Canaã aufzuzeigen. Beide Zitate belegen deutlich, dass Jagd nicht mehr gelingt, sobald Curupira auftaucht. Die Konsequenzen dieser Begegnungen können unterschiedlich sein; oft wird die Jagd abgebrochen und damit weitere Konflikte vermieden, in anderen Fällen aber drohen offenere Formen der Auseinandersetzung. Gesprächspartner*innen berichteten mir von Körperverletzungen und Prügeln, die Curupira ihnen oder ihren Verwandten zugefügt hat. Mit Blick auf die normativen Ordnungen bedeutet das, dass hier neben der Naturschutzbehörde ICMBio, dem Dachverband Tapajoara oder anderen Bewohner*innen der Gemeinden eine weitere Akteurin existiert, die ebenfalls Einfluss auf Subsistenzpraktiken und deren Normierung nimmt. Curupira entscheidet beispielsweise, dass bestimmte Orte für bestimmte Zeiträume für Jagd nicht geöffnet sind. Zwar gilt dies zunächst nur für die entsprechende Nacht, einige Berichte legen aber nahe, dass Orte mitunter auch langfristig gemieden werden. Zu Zusammentreffen mit Curupira kommt es zwar insbesondere bei der Jagd auf dem Hochsitz, allerdings richtet sich ihr Eingreifen weniger gegen diese spezifische Praktik, als vielmehr gegen Jagd insgesamt.

Vor allem dann, wenn Jäger zu viel jagen, oder sich despektierlich gegenüber der Beute verhalten, schreitet sie ein und sanktioniert entweder mit Misserfolg oder in Einzelfällen gar mit Prügeln. So etabliert sie Jagdquoten und ethische Verhaltenskodizes. Die betreffen nicht ausschließlich menschliche Jäger, auch Jagdhunde sind in Nova Canaã schon in Konflikt mit der mächtigen Akteurin geraten (vgl. 5.1.3). Es gibt bestimmte Möglichkeiten mit Curupira in aktive Verhandlung zu treten, die heute allerdings selten angewandt werden. Hilfreich sei:

vor allem Tabak. Sie [die Älteren] sagen dann: »Eeeyyy Curupira, gib mir ein Beutetier und ich lasse dir eine Zigarette da!« Und das machen sie. Und sie sagen, das klappt. Sie sagen, verschiedene Personen machen das so und das klappt. Ich habe es noch nie gemacht. (Pedro, Nova Canaã 27.07.2017)

In Nova Canaã setzt heute fast niemand mehr Tabak zum Tausch ein. In den flussabwärts gelegenen Orten funktioniert es für einige Personen aber bis heute gut. Doch auch hier verhalten sich die Jäger ruhig und vermeiden Schimpfworte, wenn sie auf Curupira stoßen.

Zusammengefasst lässt sich für Nova Canaã festhalten, dass Jagd und Fischfang in der Gemeinde äußerst relevante Subsistenzpraktiken darstellen. Dies liegt nicht zuletzt an der Abgeschiedenheit des Ortes, wodurch der Konsum von Lebensmitteln aus Santarém die meiste Zeit unmöglich, gleichzeitig aber verhältnismäßig viel Wild und Fisch in den Waldgebieten und Flüssen vorhanden ist. Jagd und Fischfang sind in Nova Canaã für den Eigenbedarf erlaubt – darin sind sich die Bewohner*innen, Curupira und auch das Nutzungsabkommen einig. Bestimmte Praktiken aber, beispielsweise die *Armadilha*, haben die Bewohner*innen unter Verbot gestellt. Zudem normiert ein genderspezifischer Zugang die Tätigkeiten, der Frauen die Partizipation an Jagd fast grundsätzlich verbietet und an Fischfang auf zwei Fangpraktiken limitiert. Auch temporale Beschränkungen prägen diese normative Ordnung, seien es Jahreszeiten und daran gebundene Wasserstände, Tageszeiten oder Mondphasen. Jagd und Fischfang sind auf dem kompletten Gebiet der Gemeinde – und seit der Zusammenlegung mit dem Nachbarort Porto Rico auch dort – erlaubt. Allerdings kann Curupira hier Einschränkungen geltend machen und bestimmte Orte situationsspezifisch und unter bestimmten Bedingungen für die Jagd sperren. Ein solches Verbot kann unter Umständen durch weitere Verhandlungen zwischen Jäger und Curupira aufgebrochen oder gemildert werden. Nutzungsrechte müssen also nicht nur mit ICMBio, dem Verwaltungsgremium, lokalen Organisationen wie den Gemeindeverbänden oder Kooperativen und den anderen Bewohner*innen abgestimmt werden, auch Curupira ist hier Verhandlungspartnerin in Fragen um Jagdrechte.

Atrocal

Abgesehen von der Jagd im Kanu, die in Nova Canaã eine Besonderheit darstellt, nutzen die Jäger in den beiden Gemeinden die gleichen Strategien der Jagd. Die gängigsten sind die Jagd auf dem schmalen Pfad *Ramal*, auf dem Hochsitz *Espera* oder die Treibjagd mit Hunden.

Als *Ramal* wird in der Resex Tapajós-Arapiuns ein schmaler, von Blättern befreiter Pfad im Wald bezeichnet, der nachts für die Jagd genutzt wird. Kreuzt eine potentielle Beute diesen Pfad, kann sich der Jäger ihr nahezu geräuschlos nähern. In Atrocal hat mich Jorge zu seinem *Ramal* mitgenommen.

Sauber schlängelt sich der Pfad gute 100 Meter durch den lichten Wald, weicht hier und dort Bäumen und Sträuchern aus und macht dabei kleine Kurven. Meine Füße sinken fast ein wenig ein auf dem weichen Waldboden, der lautlos nachgibt, als ich Jorge folge. Die Sonne blitzt hier und da durch das Blätterdach. *Capoeira* wird ein solcher Wald genannt, der kein Primärwald ist mit dicken, hohen Stämmen, sondern ein Gebiet, das vor nicht allzu langer Zeit als Maniokfeld diente. Mittlerweile ist es wieder zugewachsen. Vor einigen Wochen hat Jorge diesen *Ramal* angelegt; er ist privat, wird also von niemand anderem genutzt. Nachts läuft er hier entlang, erklärt er mir. Das Gewehr hält er dabei in der linken, die Taschenlampe in der rechten Hand. Hört er ein Tier, richtet er beides in die entsprechende Richtung, aus der das Geräusch kommt und knipst die Lampe an. Ist die Beute im Lichtkegel, schießt er. So fängt er nachts die kleinen Nagetiere Paka.

Ich erwähne Berichte aus Nova Canaã, nach denen die Jagd auf dem *Ramal* nicht ungefährlich sei, da sich Giftschlangen gerne auf dem blätterfreien Erdboden zusammenrollen. Er mache deswegen regelmäßig kurz Licht um nach Schlangen zu schauen, meint Jorge, bevor er weitergeht bis zur nächsten Biegung. Damit er sich noch leiser bewegen kann, vertraut mir seine Frau später grinsend an, jage er nur in Unterhose. Das sei nicht unbedingt üblich, nur einer der Nachbarn mache das auch, alle anderen hingegen reißen Witze über ihn. (Feldnotizen Atrocal 08.06.2016)

Am *Ramal* wird deutlich, dass Jagdtechniken lokalspezifisch variieren. In der gesamten Resex Tapajós-Arapiuns ist diese Form der Jagd üblich und der Pfad wird *Ramal* genannt; auch im Nutzungsabkommen taucht der Terminus auf. Ein Jäger, mit dem ich im südlich der Resex gelegenen Nationalpark Parque Nacional da Amazônia über diese Themen sprach, wusste hingegen mit dem Begriff nichts anzufangen und sprach vielmehr von *Trilha do Caçador* – dem Weg eines Jägers (Feldnotizen Parque Nacional da Amazônia 15.08.2018). Und in der Resex do Alto Juruá beispielsweise gilt das Jagen auf einer *Trilha de Caça* als eine der wichtigsten Jagdpraktiken. Allerdings sind in diesem Kontext die teils kilometerlangen Pfade gemeint, welche die Jäger nutzen um tiefer in den Wald zu gelangen (Almeida et

al. 2002: 317ff.). Anders ist dies im Falle der Jagd vom Hochsitz *Espera*, die in allen drei Kontexten eine gängige Praktik darstellt:

Einige Meter weiter macht mich Jorge auf ein Holzgerüst aufmerksam, das neben einem Baum aufgebaut ist und das ich vor lauter Sträuchern und Ästen nicht bemerkt hatte. Es sieht recht wacklig aus. Vier dicke Äste ragen hier etwa drei Meter nach oben, jeweils zwei sind dort miteinander verschnürt und das Ganze mit einem Querbalken verbunden. Darüber spannt Jorge seine Hängematte und kann dann seine Füße auf dem Querbalken abstellen. (Feldnotizen Atrocal 08.06.2016)

Espera oder manchmal auch *Mutá* wird dieser Hochsitz in der Resex Tapajós-Arapiuns genannt. Nicht immer handelt es sich um ein selbst errichtetes Gestell, häufig wird die Hängematte direkt im Baum befestigt. Gezielt suchen die Jäger sich hierzu Fruchtbäume, zu denen das Wild zum Fressen kommt. Auf diese Weise haben in Nova Canaã auch Seu Alberto und der Mann von Dona Conceição gejagt, als sie, wie oben beschrieben, auf Curupira trafen.

Während ich ein Foto von der Konstruktion schieße, fängt Jorge an, unterhalb der *Mutá* im Laub zu wühlen und unzufrieden zu murmeln. Normalerweise jagt man so bei Fruchtbäumen, erklärt er mir. Nur gibt es hier keinen solchen Baum. Da ihm der Ort aber so gefällt, hat er beim letzten Mal Früchte mitgebracht und unterhalb des Holzgestells verteilt. Bis spät in die Nacht hat er in der Hängematte ausgeharrt und gewartet, aber kein Tier ließ sich blicken. Zu seinen Füßen sehe ich nun einen Haufen Schalen liegen. »Alle haben sie aufgegessen«, schimpft er und wir müssen lachen. (Feldnotizen Atrocal 08.06.2016)

Eine weitere Möglichkeit ist die Treibjagd mit Unterstützung von Hunden. Diese nehmen Fährte auf und treiben die Beute in kleine Erdlöcher oder an andere Orte, aus denen sie nicht entkommen kann. Dem menschlichen Jäger fällt nun lediglich das Erschießen des Tieres zu. In Atrocal ist diese Form der Jagd die einzige, an der sich manchmal auch Frauen beteiligen.

Die Wahl für oder gegen eine der Praktiken hängt wie in Nova Canaã vor allem mit persönlichen Vorlieben der Jagd oder auch der Beute zusammen. Jorge erklärt mir das System während unseres Ausflugs zum *Ramal*: Geht man tagsüber in den Wald, ist es Zufall, welche Tiere man trifft. Bei der Wahl der Fruchtbäume hingegen weiß man bereits, dass dort nur eine bestimmte Spezies auftauchen wird. So war ihm eben auch klar, dass seine ausgelegten Früchte Goldagutis anlocken werden. Die sind insgesamt leicht zu jagen, meint er, sie sind etwas dämlich, machen viel Lärm und passen nicht gut auf (Feldnotizen Atrocal 08.06.2016).

Neben Wild ist auch in Atrocal Fisch alltäglich relevante Lebensgrundlage. Männer, Frauen und Kinder angeln in kleineren Bächen, größeren Zuflüssen und den Seen, die der Rio Arapiuns entlang seines Flusslaufs bildet. Im fließenden

Gewässer des Flussbetts selbst habe ich nur selten Angler*innen ausmachen können.

Auch hier ist es Seu Jorge, der mich zum Fischen mitnimmt. Ich bin kaum in Atrocal angekommen, habe meinen Rucksack in die Ecke des Zimmers geworfen, das ich mir mit der ältesten Tochter teile, da schwappen wir bereits mit dem flachen Kanu der Familie durch den gefüllten Auenwald *Igapó*. Die alljährlichen starken Regenfälle haben den sonst schmalen, kühlen Bach zu einem breiten Strom anschwellen lassen, dessen braunes, warmes Wasser den Wald in eine Aue verwandelt. Langsam und gewissenhaft rudert uns Jorge an den hohen Baumstämmen vorbei, wählt schmale Wasserwege durch das Dickicht und lässt dabei das Fischernetz Meter für Meter ins Wasser gleiten. Im Bug liegt sein Sohn und sorgt dafür, dass sich nicht allzu viele Pflanzen und Äste im Netz verhaken; hinten sitze ich und stelle Fragen, auf welche die beiden teilweise mit Gelächter, teilweise mit detaillierten Antworten, teilweise gar nicht reagieren. Eine halbe Stunde später stehen wir wieder am Ufer, insgesamt drei Netze haben wir in ihrer ganzen Länge im Wasser verstaут, die Enden an dünnen Ästen verknotet. Nun gilt es bis zum nächsten Tag zu warten. (Feldnotizen Atrocal 01.06.2016)

Es ist eine gute Jahreszeit, um im Auenwald *Igapó* zu fischen. Der hohe Wasserstand durch die Regenzeit, der die Bäume und Pflanzen überspült und das ganze Gebiet in einen dicht bewachsenen See verwandelt, zieht zahlreiche Tiere an. Fische kommen und fressen die Früchte und anderen Pflanzen des Waldes, die nun ins Wasser fallen; Krokodile und Raubfische fressen wiederum diejenigen, die hier Früchte genießen. Zu dieser Jahreszeit bietet sich auch das Tauchen an und so begeben sich jüngere Fischer regelmäßig mit Schwimmbrille, Taschenlampe und Speießen oder Speeren in das warme Wasser des Auenwaldes. Während des ganzen Jahres ist auch in Atrocal das Fischen mit Angelrouten oder den langen Angelschnüren beliebt. Netze werden ebenfalls häufig verwendet; wenn nicht hier im *Igapó*, dann draußen auf dem offenen Gewässer der Seen, wie die Seitenausläufer des Rio Arapiuns genannt werden. Am besten funktioniert das Fischen mit Angel oder Netz morgens und abends. Tagsüber hingegen ist es schlechter, denn da geht der Fisch nur ins Netz, »wenn er wirklich will. Nachts nicht, da ist es leichter, weil er da nicht viel sieht« (Fabio, Atrocal 12.12.2015). Seu Jorge hat die Netze direkt über Nacht im Wasser gelassen:

Am nächsten Tag holen Jorge, sein Sohn und ich die drei Netze wieder ein. Nach und nach füllt sich der Boden des Kanus mit einigen Fischen, größere *Piranhas* sind dabei und einige kleinere Fische, deren Namen ich nicht verstehe. Insgesamt acht Stück ziehen wir aus dem Wasser, Jorge ist nicht besonders zufrieden. Einen großen Fisch bekommen seine Eltern, zwei kleinere gibt er an den Bruder und dessen Familie weiter, die nebenan wohnen. Bleiben noch einige wenige für seine Fami-

lie – die Frau, die vier Kinder – und mich. Für Mittag- und Abendessen reicht es heute jedoch.

Etwas mürrisch hängt Jorge die Netze unter das Vordach des Hauses und sucht sein Flickzeug zusammen, um die Löcher zu reparieren, die ein paar der Fische und einige größere Äste hineingerissen haben. Am späten Abend leiht er sich das Gewehr seines Bruders und macht sich mit einer Thermoskanne Kaffee und seiner Hängematte auf den Weg zu seiner *Espera*. Im Morgengrauen kehrt er unverrichteter Dinge zurück. Heute wird es wohl nur Reis und Maniokmehl geben. Aus einer Ecke kramt seine Frau eine Konserve dazu. (Feldnotizen Atrocal 01.06.2016)

Diese Vignette gibt nicht zuletzt Einblick in alltägliche Schwierigkeiten in der Lebenswelt der Resex Tapajós-Arapiuns und ich verstehe sie beispielhaft für die Situation vieler Familien, sowohl in Atrocal und Nova Canaã als auch in vielen anderen Gemeinden im ländlichen Raum des Unteren Tapajós. Aufgrund fehlender Stromversorgung und Kühlmöglichkeiten ist Fleisch nur getrocknet oder gesalzen länger haltbar; Fisch muss ohnehin direkt verzehrt werden. Dementsprechend sind die Bewohner*innen vom alltäglichen Erfolg bei Jagd und Fischfang enorm abhängig. Wie erfolgreich Jäger und Fischer*innen sind, hängt einerseits vom individuellen Geschick, aber nicht zuletzt auch vom Glück ab. Jahreszeiten oder bestimmte Mondphasen führen dazu, dass phasenweise weniger Beute erlegt wird. Zusätzlich kommt erschwerend hinzu, dass nicht alle Familien über die notwendige technische Ausstattung verfügen. Jorge beispielsweise besitzt eigene Fischernetze, ein Gewehr hingegen muss er sich bei seinem Bruder leihen. Nahrungssicherheit bietet die Zucht von Kleintieren wie Enten oder Schweinen, die im Notfall geschlachtet werden können. Und eine Grundversorgung ist zudem durch Landwirtschaft sichergestellt, wenn auch eine Mahlzeit ohne Fleisch oder Fisch aus lokaler Sicht nicht als Essen gewertet wird.¹² Hilfreich ist das oben skizzierte System der Weitergabe von Beute zwischen Nachbarfamilien oder engen Verwandten, wie es auch in dieser Vignette deutlich wurde. Und doch bildet die Vignette nur einen Teil der Lebenssituationen ab. So gibt es ebenso Familien, die über mehr finanzielle Ressourcen verfügen, mehr Lebensmittel aus der Stadt beziehen und damit unabhängiger von alltäglicher Subsistenzwirtschaft sind. Diese Zugangsmöglichkeiten variieren, wie bereits betont, je nach geographischer Nähe der Gemeinde zu Santarém und können darüber hinaus auch innerhalb der Gemeinden sehr unterschiedlich sein.

Die Wahl einer dieser Praktiken des Fischens hängt erneut mit persönlichen Vorlieben zusammen. Mindestens ebenso wichtig sind aber Orte und deren Bedingungen: im Auenwald *Igapó* beispielsweise lohnt sich das Tauchen oder Netze

12 Auch der Begriff *Comida* (Essen) bezieht sich in den Gemeinden ausschließlich auf Fleisch, Fisch und Geflügel.

auslegen weitaus mehr als im offenen Gewässer der Seen; dort wiederum bieten sich Angel oder Rundnetze an. Zudem benötigen die Akteur*innen bestimmte Geräte und Kenntnis über deren Funktionsweise, bzw. Reparatur. Wie dargestellt verfügt nicht jede Familie in Atrocal über ein eigenes Gewehr. Und nicht alle haben die Muße, sich wie Jorge dem alltäglichen Flicken der langen Netze zu widmen.

Viele Normen in Atrocal gleichen den Auflagen, die ich bereits für Nova Canaã herausgearbeitet habe. Auch hier ist Jagd und Fischfang ausschließlich Gemeindemitgliedern erlaubt und der Zugang hängt zusätzlich vom Geschlecht ab. Ebenso nehmen temporale Dimensionen – Jahreszeiten, Mondphasen, Tageszeiten – Einfluss auf diese Praktiken. Verboten ist die Jagd spezifischer Arten, wie Seekühe und in Atrocal auch Tapire. Und schließlich verbieten lokale Normen auch in Atrocal den Verkauf von Fleisch und Fisch. Jorge erzählte von einer gemeindeinternen Versammlung, während der sie entschieden hatten, dass nur für den Eigenbedarf gejagt und gefischt werden darf. Erlaubt ist weder der Verkauf, noch die übermäßige Jagd und das Verkommenlassen von Fleisch oder Fisch (Jorge, Atrocal 28.02.2016). Hierüber wacht nicht nur die Gemeinde, auch weitere, nicht-menschliche Akteur*innen haben ein Interesse an der Einhaltung dieser Normen. Im Gewässer des Bachlaufs in Atrocal ist ein Flussdelfin Boto zu Hause, der Verstöße gegen diese Auflagen sanktioniert.

Er weiß, dass du seine Umwelt zerstörst und die ist eine der Dinge, die er schützt. Also wird ihm das nicht gefallen, letzten Endes mag das ja niemand, gel? [...] und da wird ein Tag kommen, an dem der Fischer nichts fangen wird, weil er die Fische versteckt hat. Er versteckt sie, damit sie nicht verkommen gelassen werden. So ist das. (*Pajé* von Atrocal 28.06.2016)

Hinzu kommen auch in Atrocal situationsspezifische Jagdverbote und Verhaltensregeln im Moment des Zusammentreffens mit Curupira (vgl. 5.1.3). Beide, Curupira und Boto, nehmen so in Atrocal Einfluss auf Subsistenzpraktiken und werden zu Verhandlungspartner*innen im Kontext der normativen Ordnungen.

Außerdem gibt es in Atrocal weitere Normierungen, einerseits was Praktiken, andererseits was Orte betrifft. Da hier anders als in Nova Canaã Familien über private Grundstücke verfügen, lässt sich die Frage verbotener Praktiken nur im Zusammenhang mit der Frage nach entsprechenden Orten, bzw. deren Bodenbesitzverhältnissen beantworten. Im Hinblick auf Fischfang ist das unproblematisch, da Gewässer immer in Gemeindebesitz sind. Wie in Nova Canaã ist hier über eine interne Abmachung das Verschließen der Bachläufe mit Netzen verboten worden. Diese erfolgreiche Praktik, bei der die Fischer anschließend im begrenzten Raum zwischen den Netzen tauchend auf Jagd gehen, führt zu Überfischung und wurde daher in internen Treffen der Gemeinde ausführlich diskutiert. Ansonsten angeln die Bewohner*innen wo sie möchten und werfen im Zweifelsfall ihre Netze neben denen des Nachbarbootes aus. Im Hinblick auf Jagd gestaltet sich die Situa-

tion aufgrund der Existenz von individuellen Landparzellen jedoch komplexer. Die Statuten des Gemeindeverbandes gestehen den Bewohner*innen Jagd grundsätzlich auf dem gesamten Gemeindegebiet zu. Das einzige Verbot betrifft die Nutzung einer *Armadilha*, die wie in Nova Canaã auch hier als zu gefährlich erachtet wird (APRAECA 2003). In der Praxis jedoch wird dieses grundsätzliche Recht der Jagd eingeschränkt: Zwar dürfen Bewohner überall jagen, allerdings nicht überall mit der gleichen Technik. »Die Jagd, von der wir hier sprechen«, erklärt mir César, »ist diese Jagd, bei der der Typ nur mit dem Gewehr loszieht« (César, Atrocal 04.03.2016). Da spielt es keine Rolle, ob er sich auf dem eigenen Grundstück, auf fremdem Land oder im kollektiven Gemeindeland befindet; mit dieser Praktik ist Jagd überall erlaubt.¹³ Treibjagd mit Hunden oder Jagd auf dem *Ramal* jedoch ist in fremden Grundstücken verboten. Das Verbot der Hunde ist eine Regel,

»die besser eingehalten werden sollte«, beschwert sich Natalia. »Da nehmen die Leute ihre Hunde mit und die mischen die Goldagutis auf, die da am Rande des Weges sind. Die verschwinden dann. [...] Und die kannst du nicht mehr töten, weil die Hunde sie bereits erschreckt haben.«

»Und sind das Hunde der Bewohner von Atrocal?«, hake ich nach.

»Ja, von den Bewohnern. Von den Leuten, die mit Hund jagen.« (Natalia, Atrocal 09.12.2015)

Als verboten und dabei doch gängige Praxis führt diese Diskrepanz immer wieder zu Streit und solch erboste Reaktionen habe ich in mehreren Gesprächen erlebt.

Die Jagd auf dem *Ramal* ist in Atrocal erlaubt, ein solcher Weg darf jedoch nur auf der eigenen Landfläche oder auf dem kollektiven Gemeindeland, nicht jedoch auf Privatgrundstücken anderer angelegt werden. Vor diesem Hintergrund war Jorges oben beschriebene, nächtliche Jagd auf seinem *Ramal* und dem Hochsitz zwar nicht erfolgreich, rechtlich aber unproblematisch, da sich der Weg auf dem gemeinsamen Land der Großfamilie befand. Ich gehe davon aus, dies hängt damit zusammen, dass durch das Anlegen des Pfades eine aktive Veränderung an der Landschaft vorgenommen wird, die mit den Besitzrechten auf fremden Grundstücken kollidiert. Auf diesen Punkt komme ich in der Diskussion um Besitzkonzepte zurück (vgl. 4.1.3). An dieser Stelle ist es mir zunächst wichtig darauf hinzuweisen, dass Verbote von Praktiken in Atrocal ortspezifisch variieren können und von Bodenbesitzverhältnissen abhängen. Dies war für Sammelwirtschaft anders, wo der Besitz der Pflanze, nicht aber des Bodens den Ausschlag gab (vgl. 4.1.1).

So lässt sich für Atrocal festhalten, dass auch hier Jagd und Fischfang relevante Wirtschaftspraktiken sind. Im Grunde decken sich die verschiedenen Formen von Jagd und Fischfang mit denen in Nova Canaã, einzig die dort vorhandene Jagd

13 Allerdings bevorzugten in der Praxis viele meiner Gesprächspartner die eigenen, ihnen am vertrautesten, Flächen zur Jagd.

mit dem Kanu wird hier nicht praktiziert, was ich insbesondere auf geographische Bedingungen zurückführe. Was Regelungen angeht, spielen auch in Atrocal die Zugehörigkeit zur Gemeinde, Geschlecht und zeitliche Aspekte eine Rolle. Ebenso darf ausschließlich für Subsistenz gejagt und gefischt werden, nicht für den Weiterverkauf. Verregelt sind zudem einige spezifische Praktiken, wie die *Armadilha* oder das Sperren von Flussläufen mit Netzen. Andere Formen wie das Jagen mit *Ramal* und Hunden dürfen ausschließlich auf dem eigenen Grundstück oder in kollektiven Waldflächen betrieben werden. Grundstücke und Besitzverhältnisse bestimmen hier also mit, ob Praktiken erlaubt oder verboten sind. Außerdem wurde deutlich, dass auch in Atrocal Nicht-Menschen an der Aushandlung von Nutzungsrechten mitwirken. Neben Curupira ist in diesem Kontext auch der Flussdelphin Boto relevant, wenn auch nicht für alle in Atrocal lebende Personen gleichermaßen.

Nutzungsabkommen

25 Prozent der Bewohner*innen in der Resex Tapajós-Arapixins gehen täglich fischen und 80 Prozent jagen, erläutert der Managementplan und schließt in dieser Zahl vermutlich auch diejenigen ein, die nicht selbst jagen, wohl aber von Jagd profitieren. Damit sind sowohl Jagd als auch Fischerei laut Dokument wichtige ökonomische Tätigkeiten. Zwar ist die Kommerzialisierung von Fleisch und Fisch verboten, führt das Dokument weiter aus, dennoch wird mitunter auch lokal damit gehandelt. Allerdings macht dieser Handel kein nennenswertes Einkommen aus. Im Alltag führen beide Tätigkeiten zu einer Vielzahl von Konflikten. Insbesondere die Jagd mit Hunden, *Armadilha*, aber auch *Ramal* und das Eindringen in fremde Grundstücke oder Gemeinden sorgen für Streitpunkte. Konfliktpotential bergen zudem *Geleiras*, große Fischerboote von externen Unternehmen, die intensiv am Tapajós fischen und den Fang auf Eis gekühlt (daher der Name) in Santarém oder angrenzenden Regionen verkaufen (ICMBio 2014b: 93ff.). Diese Problematik besteht seit Jahren und war so in meinen Besuchen im Verwaltungsgremium zwischen 2013 und 2018 immer wieder Thema, Lösungen scheinen jedoch nach wie vor schwierig durchzusetzen. Dass Jagd und Fischfang zu Konflikten führen, scheint keinesfalls ein lokalspezifisches Phänomen zu sein; auch in anderen Resex existieren ähnliche Reibungspunkte, seien es Konflikte zwischen Subsistenzfischerei und kommerziellem Fischfang wie in der Resex Arapixi im Bundesstaat Amazonas (Narahara 2014: 240) oder um Hunde bei der Jagd wie in der Resex Alto Juruá in Acre (Almeida et al. 2002: 318ff.). »Die Tätigkeit des Jagens ist dennoch elementar für die Konstruktion gemeinschaftlicher Beziehungen«, erkennt der Managementplan an und betont die Wichtigkeit diese Aktivität als kulturelles und identitätsstiftendes Moment zu fördern und zu kontrollieren. Hierin sieht er eine Möglichkeit »zum sozialen und ökologischen Wohlergehen der Resex Tapajós-Arapixins beizutragen« (ICMBio 2014b: 95).

Das Nutzungsabkommen formuliert konkrete Auflagen. Ihm zufolge dürfen Bewohner*innen auf dem Gemeindeland Fischfang und Jagd betreiben. Auf den kollektiven Flächen dürfen alle, auf den individuellen Grundstücken nur die jeweiligen Besitzer*innen jagen (ICMBio 2014a: § 9). Ausschließlich Zierfische dürfen sie kommerzialisieren, alle anderen Tiere dürfen nur zur Subsistenz dienen, bzw. in Worten des Dokumentes um »den Hunger des Akteurs oder seiner Familie zu stillen« (ebd.: §§ 28-30). Spezies auf der brasilianischen Liste vom Aussterben bedrohter Tierarten dürfen weder gefangen noch geschlachtet werden (ebd.: §§ 32, 35).

Zwar darf grundsätzlich in Flüssen des Schutzgebietes geangelt werden, Seen und Bäche, *Igapós* und Inseln sind jedoch zu schützen. Zusätzlich dürfen das Verwaltungsgremium oder die Gemeinden weitere Schutzbereiche oder Schutzzeiten ausweisen (ebd.: § 26, 31). Das Nutzungsabkommen macht darüber hinaus Angaben über zulässige und verbotene Techniken und Ausrüstung. Erlaubt ist »traditionelle Ausrüstung« wie beispielsweise Pfeile, verschiedene Formen von Netzen, Angeln oder Angelschnüre, oder die dreizack-ähnliche *Zagaia*. Toxische Produkte hingegen sind ebenso verboten wie zum Beispiel Schleppnetze, Dynamitfischen oder die Nutzung von Masken und Harpunen (ebd.: §§ 26, 27). Im Hinblick auf Jagd verbietet das Nutzungsabkommen keinerlei Techniken.

Die Regelkomplexe im Vergleich

Durch die ethnographische Beschreibung habe ich die Bedeutung von Jagd und Fischfang im Alltag der Flussanwohner*innen in den beiden Gemeinden herausgestellt und grundlegende Regelungen dieser Tätigkeiten skizziert. Viele der Normen werden implizit ausgedrückt, anders als bei Sammelwirtschaft allerdings gibt es in diesem Fall einige Regeln, die explizit als interne Abkommen (*Acordos Internos*) bezeichnet werden.

Auch hier lassen sich Unterschiede und Überschneiden zwischen den drei Regelkomplexen ausmachen. Unterschiedlich gehandhabt werden zum Beispiel Auflagen für spezifische Techniken des Jagens und Fischens: In Nova Canaã ist die Jagd mit *Armadilha* verboten, in Atrocal betrifft dieses Verbot neben der *Armadilha* auch die Jagd mit *Ramal* und Hunden auf fremden Grundstücken, im Nutzungsabkommen wiederum ist eine Vielzahl von Fischfangtechniken verboten, die in den Gemeinden erlaubt sind. Im Verbot des Sperrrens von Flüssen sind sich alle drei Ordnungen einig. Überschneidungen liegen beispielsweise in der Norm, die ausschließlich Anwohner*innen Nutzungsrechte an lokalen Ressourcen zugesteht, oder im Verbot von Wild und Fisch.

Markant in diesem Abschnitt ist abgesehen davon die Rolle von Curupira und Boto. Nicht-menschliche Akteur*innen spielen in allen drei Kontexten eine Rolle, allerdings variieren ihre Möglichkeiten der Einflussnahme: juristische Personen

wie die Naturschutzbehörde ICMBio, das Verwaltungsgremium und die Gemeindevverbände haben in allen drei normativen Ordnungen Mitspracherechte. In Atrocal und Nova Canaã versuchen darüber hinaus auch Curupira und Boto, ihre Interessen im Kontext der Nutzung natürlicher Ressourcen durchzusetzen; in den Paragraphen des Nutzungsabkommens finden sie sich hingegen nicht wieder. Diese Unterschiedlichkeit der Akteur*innen ist, so vermute ich, nicht zuletzt Ausdruck von Differenzen in ontologischen Seinsordnungen. Diesen Aspekt ontologischer Multiplizität werde ich in Kapitel 5 wieder aufgreifen und vertiefen.

Weiterhin verursachen Landbesitzverhältnisse einen markanten Unterschied in der Verregelung von Jagd und Fischfang, ein Aspekt, der auch die beiden Gemeinden sehr deutlich voneinander unterscheidet. Dies führt dazu, dass in Nova Canaã, wo es keine privaten Grundstücke gibt, die Regeln für das gesamte Gebiet gelten. In Atrocal hingegen sind Praktiken wie die Jagd mit Hund oder *Ramal* durch Landbesitzverhältnisse eingeschränkt. Das Nutzungsabkommen hat bereits grundlegend definiert, dass Jagd allgemein nicht auf fremden Grundstücken stattfinden darf. Im Verlauf meiner empirischen Erhebung wurde mir immer deutlicher, wie wichtig Besitzkonzepte für Extraktivismus sind. Dementsprechend möchte ich mich nun im Folgenden den unterschiedlichen Formen von Besitzverhältnissen zuwenden, die sich in den drei Regelkomplexen reproduzieren.

4.1.3 Landwirtschaft und Besitzbeziehungen

Angebaut wird in Nova Canaã und Atrocal in erster Linie Bittermaniok, der in Form von Maniokmehl bei keiner Mahlzeit fehlen darf. Daneben bauen die Bewohner*innen in deutlich geringerer Menge auch andere Maniokarten, Mais, Kürbis, die ähnlich wie Kartoffeln schmeckenden *Cará*, Obst, Kräuter und seit wenigen Jahren in einigen Orten auch Pfeffer an. Dieser wird im Gegensatz zu den anderen Produkten vor allem in den Städten verkauft und nicht für den Eigenbedarf angebaut. Früher gab es kollektiv genutzte Felder, auf denen mehrere Haushalte oder gar eine ganze Gemeinde in Gemeinschaftsarbeit tätig war. Diese Praxis hat sich innerhalb der letzten Jahrzehnte verloren; heute legen die einzelnen Haushalte individuelle Felder an. Diese werden von Hand bestellt, Maschinen gibt es nicht. Daher ist ihre Größe zumeist auf wenige Hektar begrenzt. Die Äcker werden in Wanderfeldbau betrieben und nach drei bis fünf Jahren brachliegen gelassen.

Auch Landwirtschaft wird in den Gemeinden Atrocal und Nova Canaã entlang von Normen betrieben: beispielsweise gibt es Normen für die Bewirtschaftungszeiträume von Feldern; Praktiken des Pflanzens oder der Ernte werden mit Blick auf saisonale Faktoren und Wetterbedingungen ausgeführt. Das Nutzungsabkommen normiert solche Bereiche der Landwirtschaft nicht; der Fokus liegt hier vielmehr auf einer Begrenzung von Flächen, Regeln zur Ausdehnung von Feldern und

Rodungen sowie auf Landbesitzverhältnissen. Hierin überschneiden sich die drei normativen Ordnungen thematisch, daher werde ich in diesem Kapitel Anbau lediglich als Ausgangspunkt nehmen, um Facetten und Aspekte von Besitzverhältnissen und Besitzkonzeptionen zu ergründen.

Sowohl das Nutzungsabkommen als auch der Regelkomplex in Atrocal beschränken den eigenen Anbau auf die individuellen Nutzflächen, die den Haushalten zur Verfügung stehen. In Nova Canaã hingegen ist Anbau überall erlaubt, denn hier gibt es keine privaten Landparzellen. Der Unterschied ist markant: Während im Nutzungsabkommen und in Atrocal privates Landrecht mit exklusiven Nutzungsrechten existiert, besteht dieses Recht in Nova Canaã nicht, Land ist hier immer kollektiv. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es insgesamt keinen Privatbesitz gäbe; es gibt ihn, allerdings nicht an Boden. Diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Landrecht und darüber hinaus in allgemeinen Konzeptionen von Besitz und Besitzverhältnissen sowie von Besitzer*innen und Besessenem arbeite ich im Folgenden heraus. Dazu widme ich mich zunächst den Auflagen im Nutzungsabkommen, stelle diesen die sehr unterschiedliche Realität in Nova Canaã gegenüber und betrachte schließlich die Situation in Atrocal, wo sich sowohl Elemente des Nutzungsabkommens als auch aus Nova Canaã wiederfinden. Hierbei wird deutlich, dass sich die normativen Ordnungen nicht nur, wie bisher gesehen, durch ihre Inhalte unterscheiden, sondern auch im Hinblick auf konzeptionelle Aspekte divers sind. Zudem werden auch deutliche Differenzen zwischen den normativen Ordnungen der beiden Gemeinden sichtbar, die auf die Notwendigkeit einer differenzierten Auseinandersetzung mit den heterogenen lokalen Realitäten verweisen.

Zur Analyse von Besitzverhältnissen existiert eine Vielzahl von Begrifflichkeiten, die für den hier betrachteten Kontext nicht alle gleichermaßen nutzbar sind. Aus juristischer Sicht ist die Gegenüberstellung von »Besitz« und »Eigentum« fundamental.¹⁴ »Eigentum« ist als absolute Herrschaftsgewalt über eine Sache konzeptionalisiert, die dementsprechend mit exklusivem und langfristigem Nutzungsrecht einhergeht; »Besitz« hingegen als tatsächliche Sachherrschaft, einhergehend mit den aktuellen, aber nicht absoluten Nutzungsrechten. Diese Unterscheidung ist im Kontext des Nutzungsabkommens hilfreich, spielt im Leben der Gemeinden jedoch keine Rolle, weshalb ich eine grundsätzliche Anwendung dieses Begriffspaares für schwierig halte. Hinzu kommt, dass sich nicht alle aufgeführten Besitzverhältnisse ohne weiteres in eine der beiden Kategorien einordnen lassen. Ein neutraleres Konzept finde ich im Begriff der Besitzbeziehungen nach Franz von Benda-Beckmann et al. (2009: 15). Diese unterscheiden nicht grundsätzlich zwischen »Besitz« und »Eigentum«, sondern schlagen vor,

14 Das deutsche Zivilrecht arbeitet ebenso mit dieser juristischen Zweiteilung wie das brasilianische (Presidente da República 10.01.2002: Art. 1.196, 1.228).

eine Besitzbeziehung bestehend aus drei Elementen zu denken: der sozialen Einheit, die besitzt (1); Wertgegenständen, die dadurch zu Besitzobjekten werden (2); einem Set von Rechten und Pflichten der sozialen Einheit über das Besitzobjekt (3). Eine Differenzierung in »Besitz« und »Eigentum« würde sich in allen drei Elementen widerspiegeln, und doch ließen sich beide Beziehungen unter dem Begriff der Besitzbeziehungen bündeln und mit dem gleichen Werkzeug betrachten.¹⁵ So eröffnet mir das Konzept die Möglichkeit, mich den empirischen Realitäten der drei normativen Ordnungen zu nähern, ohne bereits im Vorhinein durch meine Wortwahl eine Differenzierung in »Besitz« oder »Eigentum« vornehmen zu müssen. Um dennoch das (begrenzte) analytische Potential des Begriffspaares auszunutzen, werde ich an entsprechenden Stellen mit der Differenzierung in »Besitz« und »Eigentum« arbeiten; dies mache ich durch Anführungsstriche kenntlich. Ohne Anführungsstriche (z.B. Besitzbeziehungen, Besitzverhältnisse) verstehe ich Besitz im Sinne Benda-Beckmanns et al. (2009) als Zusammenspiel der drei Elemente und als eine Form der Beziehung und nicht als Gegensatz zu »Eigentum«.

Nutzungsabkommen

»Jede Familie darf mehrere Flächen nutzen, solange die gesamte Fläche 100 Hektar nicht überschreitet«, definiert das Nutzungsabkommen in seinem ersten Paragraphen (ICMBio 2014a: § 1). Diese privaten Landparzellen werden im Dokument als *Lote* (Parzelle), *Terreno* (Land/Grundstück) oder *Área de Uso Individual* (Gebiet der individuellen Nutzung) bezeichnet. Über die Fläche sowie die dortigen Ressourcen genießt die entsprechende Familie das alleinige Nutzungsrecht: »Die in den Flächen für individuelle Nutzung des Schutzgebietes existierenden natürlichen Ressourcen dürfen nur durch den Nutzer/Nutznieser¹⁶ angeeignet werden; von anderen Nutznießern der Resex Tapajós-Arapiuns nur mit der Erlaubnis des aktuellen Nutzers/Nutznießers« (ebd.: § 9). *Individuell* bezieht sich hier immer auf die Einheit Familie; wen diese umfasst, ist dabei nicht näher definiert. Eine Familie darf innerhalb ihrer Landparzelle Felder bis zu einer maximalen Größe von zwei Hektar bzw. in der lokalen Einheit 8 *Tarefas* pro Jahr anlegen (ebd.: § 12), wobei nicht mehr als 20 Prozent der Fläche entwaldet werden dürfen (ebd.: § 10). Außerdem darf die Familie dort Sammelwirtschaft und Jagd betreiben (ebd.: § 11). Die Angabe 100 Hektar bezeichnet demnach die Gesamtfläche einer individuellen Landparzelle und damit den Bereich, der einer Familie zur exklusiven Nutzung zur Verfügung

15 Dies wäre konkret: ein Besitzer (1), der über ein Besitzobjekt (2) tatsächliche Nutzungsrechte innehat (3) oder aber ein Eigentümer (1), der sein Eigentum (2) exklusiv und uneingeschränkt (3) nutzen darf.

16 Da Resex auch die lokalen Wirtschaftspraktiken im Sinne ländlicher Entwicklung fördern sollen, werden die Bewohner*innen auch als »Nutznießer*innen« dieser staatlichen Fördermaßnahmen bezeichnet.

steht – die Felder der Familie sind auf einen viel kleineren Raum von maximal zwei Hektar pro Jahr begrenzt.

Anrecht auf solch private Nutzflächen hat eine Familie allerdings nur für den Zeitraum der aktiven Nutzung. Bleibt die Landparzelle ein Jahr und einen Tag ohne offizielle Begründung ungenutzt, verliert die Familie ihren Anspruch; das Land fällt an das Kollektiv der Gemeinde zurück und kann an andere Familien neu vergeben werden. Ausgenommen hiervon sind Personen, die sich in sozialen Bewegungen¹⁷ engagieren oder wichtige politische Positionen in der Gemeinde innehaben (ebd.: § 7). Von diesen individuellen Nutzflächen grenzt das Nutzungsabkommen kollektive Bereiche (*Áreas de Uso Comum*) ab: Wohngebiete, Flüsse, Seen, Bäche, Wege und Gemeindewälder. Die kollektiven Flächen sind für die gemeinsame Nutzung vorgesehen und dürfen von allen Bewohner*innen gemäß den Auflagen im Nutzungsabkommen, geltendem Umweltrecht sowie lokalen Absprachen auf Gemeindeebene genutzt werden (ebd.: § 37). Diese im Nutzungsabkommen geregelten Rechte an Land wurden dem Dachverband Tapajoara als Interessenvertretung der Bewohner*innen der Resex Tapajós-Arapiuns über eine Konzession zugesprochen. Damit bleibt eine Resex weiterhin »öffentliches Eigentum, dessen Nutzung den traditionellen extraktivistischen Bevölkerungsgruppen« zugesichert wird (Presidente da República 18.07.2002: Art. 18 §1).

Die Besitzbeziehungen, die das Nutzungsabkommen in diesen Paragraphen etabliert, gehen von zwei entscheidenden Gegensätzen aus: einerseits der Trennung zwischen individuell und kollektiv; andererseits einer Unterscheidung in »Besitz« und »Eigentum«. In die oben angeführten analytischen Begriffe gefasst, ist die soziale Einheit (1) in Besitzbeziehungen entweder eine Familie, welche die exklusiven Nutzungsrechte (Rechte/Pflichten (2)) über ihre individuelle Landparzelle (Besitzobjekt (3)) genießt oder die Gemeinde, welche kollektive Nutzungsrechte (Rechte/Pflichten (2)) am kollektiven Gemeindeland (Besitzobjekt (3)) innehat (vgl. Benda-Beckmann et al. 2009: 15). Entsprechend dieser Beziehungen sind Auflagen zu Extraktivismus formuliert. Anbau ist dabei als eine Form der langfristigen Landnutzung nur innerhalb der individuellen Parzelle erlaubt. Jagd und Sammelwirtschaft dürfen auf den eigenen sowie den kollektiven Bereichen betrieben werden, wohingegen fremde Landparzellen von der Nutzung ausgeschlossen sind. Nutzung und Besitzverhältnis konstituieren sich hier wechselseitig: nur der Besitz einer Landparzelle legitimiert zu deren exklusiver Nutzung; nur die aktive Nutzung legitimiert zum Besitz der Landparzelle. Die Übertragung von Nutzungsrechten vom Staat an die Bevölkerung durch die Konzession weist weiterhin auf die

17 Welches Engagement genau hier geltend gemacht werden kann, wird nicht weiter definiert. In der Praxis betrifft diese Regel insbesondere diejenigen, die für ihr Engagement über größere Zeiträume nicht in der Gemeinde anwesend sind. Dies ist insbesondere beim Vorstand der Tapajoara der Fall, der im Prinzip grundsätzlich mit Basis in Santarém agiert.

Relevanz der Unterscheidung von »Besitz« und »Eigentum« hin. Als »Eigentümer« hat der Staat die absolute Sachherrschaft über das Gebiet inne und überträgt die Nutzungsrechte und damit die tatsächliche Sachherrschaft für den Zeitraum der Konzession an die Bewohner*innen, die dadurch »Besitzer*innen« (nicht aber »Eigentümer*innen«) werden.

Besitzobjekt in diesen Beziehungen ist explizit Land; nach Paragraph 9 umfasst das Recht jedoch auch alle natürlichen Ressourcen, die sich auf diesem Gebiet befinden. Nicht nur der Boden gehört der Familie, auch über das Gürteltier, das darüber läuft, über die *Açai*-Beere an der Palme, die Kiesel am Bachufer oder die Hölzer hat sie alleiniges Nutzungsrecht.

Zusammengefasst sind für das Nutzungsabkommen insbesondere drei wichtige Aspekte festzuhalten: Erstens trennt der Regelkomplex scharf zwischen »Eigentum« und »Besitz« und differenziert damit nochmals zwei unterschiedliche Qualitäten von Besitzbeziehungen aus. Während das »Eigentum« an Land und damit die absolute und langfristige Herrschaftsgewalt beim Staat liegt, verfügen die Bewohner*innen über Nutzungsrechte und sind damit für den Zeitraum der Konzession »Besitzer*innen« der kollektiven Landflächen. Zweitens wird auf diesen Flächen strikt zwischen individuellem und kollektivem Landrecht unterschieden; was gleichermaßen soziale Einheiten wie deren Zugangsrechte betrifft: Das kollektive Land darf von allen Bewohner*innen genutzt werden; über die individuellen Landparzellen verfügt ausschließlich eine Familie. Und drittens geht hier mit dem Recht auf Land das Recht auf alle natürlichen Ressourcen einher, die sich auf diesem Land befinden. Mit diesen drei zentralen Charakteristika, insbesondere aber den Polen von »Besitz« vs. »Eigentum« und individuell vs. kollektiv reproduziert das Nutzungsabkommen eine Form von Besitzbeziehung, die in Wissenschaft und Politik viel zu oft als einzige Option gedacht wird, kritisieren Marc Brightman et al. (2016a: 3ff.). Eine Alternative zeigt sich meines Erachtens in den Konzeptionen, wie sie in der normativen Ordnung von Nova Canaã zum Ausdruck kommen.

Nova Canaã

In der Gemeinde am Rio Inambú funktioniert Landverteilung auffallend anders als im Nutzungsabkommen. Die individuellen Landstücke *Lotes* gibt es hier nicht, »das ist nur ein Fachbegriff des ICMBio«, erläutert Pedro. Vielmehr ist das komplette Gemeindeland von Nova Canaã kollektiv und darf von allen Bewohner*innen genutzt werden.¹⁸ »So ist es besser«, bestätigt auch Seu Danilo. Sie haben zwar das Recht, hier Grundstücke zu demarkieren, aber dann dürfte man nur noch innerhalb seines eigenen Landstücks jagen und Holz schlagen, zählt er die Nachteile auf.

18 Es gibt eine Ausnahme zu dieser Regel: Eine Großfamilie, die abseits des Dorfkerns siedelt, beharrt auf ihrem exklusiven Nutzungsrecht über das umliegende Land.

»So aber hat man das Recht überall alles zu tun, und das ist gut so« (Feldnotizen Nova Canaã 02.08.2016).

Diese Situation ist bereits im Kontext von Jagd und Sammelwirtschaft aufgefallen: da es in Nova Canaã keine individuellen Landparzellen gibt, dürfen beide Tätigkeiten auf dem gesamten Gemeindeland ausgeübt werden. So gibt es in Nova Canaã weder individuelle Grundstücke noch die Größe der 100 Hektar; Felder legen Familien auf wenigen Hektar auf dem Gemeindeland an. Die vielen Gespräche und die Karten, die wir gemeinsam gezeichnet und auf denen wir die Lage der Felder vermerkt haben, legen nahe: in Nova Canaã dürfen die Bewohner*innen dort ihr Feld anlegen, wo sie möchten, solange dort noch niemand anderes arbeitet.¹⁹ Ist nach einigen Jahren der Boden erschöpft und wird brachliegen gelassen, steht er wieder allen Bewohner*innen zum Ackerbau zur Verfügung. Möchte jemand hier nun sein Feld anlegen, so ist es höflich, den/die Vorbesitzer*in zu informieren; eine Erlaubnis einzuholen ist aber nicht notwendig. »Der Wald ist nicht meiner«, meint Seu Alberto und fragt mich, wie er denn dann dafür eine Erlaubnis erteilen könne (Feldnotizen Nova Canaã 24.07.2016).

Obwohl es hier also keine individuellen Landparzellen gibt, bedeutet dies nicht, dass es insgesamt keine individuellen Besitzbeziehungen oder gar insgesamt kein Konzept von Besitz gäbe. Im Gegenteil betont Seu Alberto:

»Jeder hatte und jeder hat, bis zum heutigen Tag. Jede Familie hat ihr eigenes, macht ihr eigenes Feld. Wie auch alles andere – jeder hat, was ihm gehört. Sehen Sie mal, hieran sieht man das gut: Sie sehen doch, fast alle haben ein Kanu«, erläutert mir der ältere Herr.

»Das ist wahr«, erwidere ich und er fährt fort. »Fast alle haben ein Kanu, also hat jedes Kanu seinen Besitzer.«

»Und jedes Feld hat...«, begreife ich.

»Das Feld genauso, jedes hat seinen Besitzer.« (Seu Alberto, Nova Canaã 06.05.2016)

Es gibt laut Seu Alberto in Nova Canaã also durchaus Privatbesitz. Felder beispielsweise werden hier immer von einzelnen Familien angelegt und bewirtschaftet. Sie sind damit individuelles Besitzobjekt der sozialen Einheit Familie, die das alleinige Recht an der Ernte genießt. Derweil dürfen andere Bewohner*innen die entsprechende Fläche nicht landwirtschaftlich nutzen. Erst nach Ende des Bewirtschaftungszeitraums steht sie wieder allen für den Ackerbau zur Verfügung.

Lange bin ich davon ausgegangen, dass es sich hierbei um eine Form des zeitlich begrenzten individuellen Landbesitzes handelt. Erst später verstand ich: Das

19 In der Praxis scheint es zwar bestimmte persönliche Vorlieben für spezifische Orte zu geben und Felder werden oft in mehreren Jahren entlang derselben Wege angelegt. Dies muss aber nicht langfristig so sein und verbietet anderen nicht die Nutzung benachbarter Flächen.

exklusive Nutzungsrecht einer Familie an ihrem Feld bezieht sich nicht auf den Boden oder das Land, sondern ausschließlich auf die Pflanzung selbst. Denn beispielsweise das Betreten oder Durchqueren eines fremden Feldes zur Jagd oder um Früchte eines dort wachsenden Baumes zu ernten, ist allen Bewohner*innen uneingeschränkt jederzeit möglich. Ausschließlich das Ernten der Pflanzung ist anderen nicht erlaubt. Und da folglich nur das Feld, nicht aber das Land privat ist, dehnen sich Besitzverhältnisse logischerweise nicht über den Bewirtschaftungszeitraum hinaus aus. »Sobald die Pflanzen wieder weg sind, dürfen alle den nachwachsenden Wald nutzen«, bestätigt Seu Danilo (Feldnotizen Nova Canaã 02.08.2016). Abgesehen von den Feldern sind auch Häuser, Boote, Stege oder die kleinen Gärten und Hochbeete, welche die Bewohner*innen in unmittelbarer Nähe ihrer Häuser anlegen, im Besitz der jeweiligen Familie.

Was sagen diese Beobachtungen aus über Besitzkonzeptionen in Nova Canaã? Warum steht für Seu Alberto außer Frage, dass ihm sein Feld gehört, der Wald aber nicht? Wieso sind Häuser, Anlegestege und Gärten in Privatbesitz, Land aber nie? Was macht die Besitzbeziehungen aus und wodurch sind sie legitimiert? Ich vermute, dass es eine spezifische Beziehung zwischen Besitzer*in und Feld ist, die exklusive Nutzungsrechte nach sich zieht und die zwischen Mensch und Wald oder Mensch und Land nicht auf diese Weise besteht. Die Beziehung zwischen Besitzer*in und Feld zeichnet sich dadurch aus, dass erstere*r das Feld angelegt, es bepflanzt und somit hergestellt hat. Für den Bestand des Waldes hingegen ist er/sie ebenso wenig verantwortlich wie für die Existenz von Land. Besitzrecht scheint hier nur über das Besitzobjekt bestehen zu können, für dessen Ursprung ein*e Akteur*in verantwortlich ist; ausschließlich dann verfügt er/sie über die exklusiven Nutzungsrechte. Anders ausgedrückt: eine Besitzbeziehung etabliert sich hier nur dann, wenn die soziale Einheit das Besitzobjekt selbst geschaffen hat.

In dieser Hinsicht ähnelt die Handhabung in Nova Canaã gängigen Besitzkonzeptionen, wie sie Brightman (2019: 201) für indigene Gruppen Amazoniens beschreibt:

Objects become property by virtue of having been transformed or made by their owners. The clearest and most important example of this is the swidden, which is appropriated from the forest to become the property of the gardener; after a swidden is abandoned, it gradually reverts to being the property of nobody in particular as it is reclaimed by the forest.²⁰

-
- 20 Susana de Matos Viegas (2016: 238) beschreibt eine solche Handhabung hinsichtlich Besitz an Waldflächen und Feldern bei den Tupinambá im Bundesstaat Bahia; Deborah de Magalhães Lima (1992) zeigt dies bei traditioneller Bevölkerung am Mittleren Rio Solimões im Bundesstaat Amazonas auf. Im Kontext von Landwirtschaft allerdings führt dort das Bestellen eines Feldes zu längerfristigen Besitzbeziehungen und überträgt sich auf Boden und nachwachsenden Sekundärwald: »Labour invested in land confers exclusive rights both over the

Ein solches Verständnis von Besitzrecht, vielleicht kann man es »Urheberrecht« nennen, erklärt auch die anderen oben aufgeführten Beispiele: Sowohl Häuser und Anlegestege, als auch Gärten und Hochbeete sind durch die Familien angelegt und dementsprechend individueller Besitz.²¹ Im Kontext von Sammelwirtschaft und Jagd ist dieses »Urheberrecht« ebenfalls relevant. Zwar ist Sammelwirtschaft auf dem gesamten Gebiet des Gemeindelandes erlaubt, von der Nutzung ausgeschlossen sind allerdings Pflanzen oder Bäume, die individuell gepflanzt wurden und über die folglich »Urheberrecht« besteht. Bei der Jagd fiel auf, dass Curupira in der Lage ist, menschlichen Jägern unter bestimmten Umständen und für bestimmte Zeiträume die Nutzungsrechte zu entziehen. Als *Mãe da Caça* (Mutter des Wildes) zeichnet sich ihr Verhältnis zum Wild ebenfalls über eine Beziehung der Urheberschaft aus. So verfügt sie über die Tiere und kann Nutzungsrechte erteilen, aber auch entziehen.^{22,23}

Welche Rolle spielen nun in diesem Kontext »Besitz« und »Eigentum«, die für das Nutzungsabkommen so zentral sind? Am Beispiel der individuellen Pflanzungen stößt meines Erachtens diese konzeptionelle Zweiteilung an ihre Grenze. Pflanzungen sind wie beschrieben im individuellen Besitz einer Familie und

areas that are being worked on and over the products obtained«, schreibt Lima (1992: 135). Diese exklusiven Rechte an Land gibt es in Nova Canaã ebenso wenig wie den längerfristigen Besitz von nachwachsendem Sekundärwald *Capoeira* auf ehemals bearbeiteten Flächen.

- 21 Gleiches gilt für Boote, wenn diese nicht gekauft wurden. Gekaufte Boote, wie insgesamt alles käuflich Erworbene, entziehen sich der hier vorgestellten Logik. Wenn auch nicht individuell hergestellt, sind diese Dinge immer in Privatbesitz.
- 22 Meines Erachtens schlägt sich diese Beziehung der Urheberschaft auch in der oben erwähnten Praxis des Teilens von Nahrungsmitteln mit Nachbar*innen oder Verwandten nieder (vgl. 4.2.1). Weitergegeben wird hier das, was nicht selbst hergestellt wurde (Fisch, Wild, gesammelte Früchte); eigenständig produziertes hingegen (z.B. Maniok, Maniokmehl) wird entweder selbst genutzt oder verkauft. Dies ergibt Sinn, denn aufgrund fehlender Urheberschaft über Fisch, Wild und Gesammeltes besteht hierüber kein Besitzrecht, bzw. kein exklusives Nutzungsrecht; so werden sie im Kollektiv geteilt.
- 23 An dieser Stelle kommt die Konzeption der Besitzbeziehung von Benda-Beckmann et al. (2009) an eine Grenze, und es müsste reflektiert werden, inwiefern der Begriff des Besitzobjektes nicht zu eng gezogen ist. Erstens sind es nicht ausschließlich Objekte, die besessen werden können: auch Subjekte können in Besitz sein (vgl. Hann 1998). Zweitens ist die Trennung von Subjekt – Objekt eine klassisch moderne und daher nicht in alle Kontexte übertragbar (vgl. Brightman et al. 2016a). Drittens impliziert der Objektbegriff eine Passivität, die dem möglichen Einfluss des Besitzobjektes auf die soziale Einheit kaum Raum zugeht. Abgesehen davon wäre es meines Erachtens hilfreich, die Dreiteilung innerhalb von Besitzbeziehungen so konzeptionell auszuweiten, dass sie auf die vielfältigen Dimensionen hinzuweisen vermag, die eine solche Beziehung implizieren kann, und die über eine bloße Idee von Subjekt-hat-Macht-über-Objekt hinausgehen (vgl. Fausto 2008). Trotzdem gilt festzuhalten, dass für meine Analyse das konzeptionelle Werkzeug von Benda-Beckmann et al. sehr hilfreich ist.

werden ausschließlich individuell angeeignet. In diesem Sinne handelt es sich bei dieser Besitzbeziehung um eine, die »Eigentumsverhältnissen« nahekommt: die Familie hat die absolute Herrschaftsgewalt über ihre Pflanzung; Nutzungsrechte kann sie temporär an andere übertragen. So ist es durchaus üblich, dass die »Eigentümer*innen« des Feldes andere Bewohner*innen Maniok ernten lassen; diese verarbeiten den Maniok zu Mehl, das anschließend zur Hälfte zwischen ihnen und den »Eigentümer*innen« aufgeteilt wird. Diese Praktik wird hier *Fazer a Meia* genannt und ist auch in Atrocal üblich. Zumindest aus lokaler Perspektive stellt sich die Beziehung zum Maniokfeld demnach als eine des »Eigentums« dar. Letztendlich wäre es jedoch der Staat, der die absolute Herrschaft innehat und die Nutzungsrechte der Lokalbevölkerung beschränken könnte – so wäre der Staat »Eigentümer«, die Lokalbevölkerung lediglich »Besitzerin«. Dieser Umstand ist im Alltagsleben allerdings weder relevant, noch wird er als solcher (bisher)²⁴ zum Thema. Der Staat tritt zwar in Gestalt von ICMBio, INCRA und Sozialleistungen auf den Plan, bekommt seitens der Lokalbevölkerung aber weder »Eigentums«- noch »Besitzrechte« zugeschrieben. Diese Ambivalenz, ebenso wie der Fakt, dass in der Alltagssprache zwischen »Besitz« und »Eigentum« keine konsequente Trennung besteht,²⁵ erklärt mein Unbehagen, diese Kategorien ohne weiteres in den lokalen Kontext zu übertragen und zeigt, dass die analytische Unterscheidung nur begrenzt aufschlussreich ist. Juristisch gesehen stimmt sie wohl und im Zweifelsfall könnte der Staat lokale Nutzungsrechte entziehen; emische Perspektiven allerdings kann diese Zweiteilung nicht adäquat fassen.

Auch die Kopplung von »Eigentum«/»Besitz« an spezifische, exklusive Nutzungsrechte, wie sie der juristischen Definition inhärent ist, ergibt in der lokalen normativen Ordnung von Nova Canaã nur bedingt Sinn. Die Flächen des Gemeindelandes ebenso wie die natürlichen Ressourcen darauf dürfen durch alle Mitglieder der Gemeinde angeeignet werden, dies wurde in allen bisher betrachteten extraktivistischen Praktiken mehr als deutlich. Diese kollektiven Nutzungsrechte gehen emisch betrachtet aber häufig nicht mit der Vorstellung einher, man selbst sei »Besitzer*in« oder »Eigentümer*in« der Landfläche. Vielmehr scheint mir das Gegenteil der Fall zu sein: Der Wald sei nicht seiner, hatte Seu Alberto mir gesagt und fragt, wie er denn dann hierfür Erlaubnis zur Nutzung erteilen könne. Dies trifft einen Zusammenhang, der mir auch in Atrocal evident scheint: Aus dieser Sicht steht das Gemeindeland zwar allen Bewohner*innen zur Nutzung offen, aber nicht, weil es ihnen gehört, sondern vielmehr, weil es niemandem gehört.²⁶

24 Bisher ist dies glücklicherweise so, allerdings drohen Entwicklungen im Zuge der aktuellen Regierungspolitik unter Jair Bolsonaro die Schutzgebiete deutlich einzuschränken; dies könnte die Situation grundlegend ändern.

25 Dies ist in deutscher Alltagssprache nicht anders.

26 Allerdings muss ich hinzufügen, dass sich dies im Falle von Konflikten schnell ändern kann. In Momenten, in denen externe Akteur*innen Ansprüche auf lokale Ressourcen erheben oder

Abschließend bleiben folgende Merkmale festzuhalten: Es gibt in Nova Canaã keinen individuellen Landbesitz. Dies erklärt sich nicht aus der völligen Abwesenheit von privaten Besitzansprüchen, sondern vielmehr aus einer Konzeption von Besitz, nach der Land nicht besessen werden kann. Diese Konzeption setzt für Besitz nämlich eine Beziehung der Urheberschaft voraus; eine soziale Einheit hat hier nur dann ausschließliche Nutzungsrechte, bzw. steht nur dann in einer Besitzbeziehung zu einem Besitzobjekt, wenn sie für dessen Existenz verantwortlich ist. Dies ist im Fall von Land nicht gegeben, daher besteht auch kein Anspruch auf privates Landrecht; anders als im Fall der individuell hergestellten Maniokfelder, Häuser oder Anlegestege, die private Besitzobjekte ihrer »Urheber« sind. Diese Konzeption von Besitz stellt einen markanten Unterschied zum Nutzungsabkommen dar, in dessen Realität »Besitz-«/»Eigentumsrechte« von Menschen an Land und anderen natürlichen Ressourcen per se und unabhängig von Urheberschaft bestehen können. Auch wird deutlich, dass analytische Begriffe wie »Besitz« und »Eigentum« nur begrenzt Anwendung finden können.

Sowohl hinsichtlich der kollektiven Nutzung des Gemeindelandes als auch dem Umstand, dass Urheberschaft Besitz konstituiert, ähnelt die Situation in Nova Canaã den Konzeptionen indigener Gruppen in Amazonien (vgl. Brightman 2010, 2016; Brightman et al. 2016b; Costa, L. 2010; Fausto 2008). Darüber hinaus sind diese Aspekte Teilbereiche einer Territorialität, welche die Literatur mit Jäger- und Sammlergesellschaften assoziiert (vgl. Endicott 1991; Scott 1991). In der Resex Tapajós-Arapiuns allerdings habe ich eine solche Landverteilung und Konzeption von Besitz ausschließlich in Nova Canaã und der Nachbargemeinde Porto Rico vorgefunden; alle anderen mir bekannten Gemeinden etablieren Systeme, die dem von Atrocal ähnlich sind.

Atrocal

Besitzverhältnisse in Atrocal weisen sowohl Elemente aus dem Nutzungsabkommen als auch aus Nova Canaã auf. Wie im Nutzungsabkommen existiert in der Gemeinde das individuelle Recht auf 100 Hektar Land für Familien. Damit einhergehend ist auch in diesem Fall Landverteilung entlang der Unterscheidung von individuellen und kollektiven Besitzrechten geregelt. Gleichzeitig wirkt jedoch eine Besitzkonzeption, die dem Urheberrecht in Nova Canaã sehr ähnlich ist und die Nutzungsrechte im Fall von Jagd und Sammeln normiert. Ich werde nun zunächst die Aufteilung von Land darstellen und arbeite anschließend relevante Besitzbeziehungen heraus.

in das Gebiet der Gemeinde eindringen, wird die »Besitzbeziehung« klar artikuliert: »a terra, que é nossa!« (das Land, welches das unsere ist). Und je nachdem, wie die Beziehung zur Nachbargemeinde gerade gestaltet ist, werden auch diese als externe Personen gedeutet.

In Atrocal haben Familien Anspruch auf eine eigene Landparzelle. Diese wird *Lote, Terreno, Centro, Colônia*²⁷ oder auch *os meus 100 Hecetáres* – meine 100 Hektar²⁸ – genannt. Innerhalb dieser Landparzelle darf die Familie in Wanderfeldbau ihre Felder anlegen; außerhalb dieser Flächen, auf dem kollektiven Gemeindeland, ist Anbau nicht erlaubt. Die Grundstücke liegen meist am Rande der Wohngebiete oder entlang von Wegen, die ins Landesinnere führen und bilden so einen Gürtel zwischen den bewohnten Ufergebieten und den nicht landwirtschaftlich genutzten Waldgebieten im Inneren der Resex Tapajós-Arapiuns. Die Grenzen der Landparzellen verlaufen teilweise entlang von Straßen oder Bächen, sind durch schmale Grenzpfade, sogenannte *Picos*, markiert oder allgemein bekannt, wenn auch für mich nicht sichtbar. Häufig werden die Flächen innerhalb der Familien vererbt oder weitergegeben. So sind die Parzellen nicht selten schon über Generationen in Familienbesitz und die Grundstücksgrenzen zum Teil schon sehr alt.²⁹ Eine Familie, die nicht über ein solches Grundstück verfügt, kann durch Anfrage beim Gemeindeverband ein Stück Land erhalten. Dieser antwortet dann:

»schau mal, da gibt es ein Landstück, da hinten, ne?! Das ist unbenutzt, die Besitzer sind schon lange tot und die Kinder haben sich auch nicht darum gekümmert. [...] Da könnt ihr hin.« Dann gehen sie dorthin schauen, ob auch wirklich alles in Ordnung ist und dann bekommen sie die Parzelle. Fertig! (Bewohnerin, Atrocal 09.12.2015)

Obwohl eigentlich alle Bewohner*innen Anrecht auf ein Grundstück haben, verfügen in Atrocal viele Familien nicht über eigenes Land. Insgesamt lässt sich eine Landkonzentration zugunsten der älteren Generation erkennen. Allerdings ist es üblich, dass Landbesitzer*innen den Familien ohne Land die landwirtschaftliche Nutzung bestimmter Bereiche innerhalb ihrer Landparzelle gestatten; in Konfliktsfällen werden diese temporären Nutzungsrechte jedoch teilweise sehr kurzfristig wieder entzogen. Im Grunde könnten Familien ohne Land in die weiter entfernten Waldgebiete ausweichen und dort Landparzellen beim Gemeindeverband beantragen. Allerdings sind diese Flächen oft weite Fußwege entfernt, was diese Option wenig attraktiv macht. Damit existiert in Atrocal privates Landrecht, welches – in die Begrifflichkeiten von Benda-Beckmann et al. (2009) gefasst – der sozialen Einheit Familie (1) das exklusive Nutzungsrecht (2) am Besitzobjekt Land (3) zusichert.

27 *Centro* und *Colônia* sind in der Resex Tapajós-Arapiuns für Nutzflächen gebräuchlich, die in weiterer Entfernung zur Ortschaft im Landesinneren liegen.

28 Hiermit ist allerdings weniger die konkrete Flächengröße als vielmehr der private Anspruch auf Land gemeint, wie ich in Kap. 4.3.2 im Detail aufzeige.

29 In den zwei zentral gelegenen Vierteln von Atrocal geht die Lage der Grundstücke im Verhältnis zu ihren Nachbargrundstücken auf die Zeit vor Beginn der Landregulierungen 1978 zurück, wie der Vergleich von Daten aus informellen Gesprächen (Feldnotizen Atrocal 2015/2015) und den Archiven der Landreformbehörde ergibt (INCRA 25.03.1980).

Damit stellt dieses Recht eine klare Parallele zu den Paragraphen des Nutzungsabkommens dar.

Allerdings erstreckt sich dieses exklusive, individuelle Nutzungsrecht nicht wie im Nutzungsabkommen auf alle Praktiken des Extraktivismus, bzw. umfasst nicht alle natürlichen Ressourcen auf diesem Gebiet: Sammeln und Jagen dürfen die Bewohner*innen Atrocals überall, sogar auf den 100 Hektar anderer Familien. Dargestellt habe ich bereits, dass Beschränkungen von Sammelwirtschaft nicht aufgrund von Bodenbesitz bestehen, sondern dass der Besitz an der Pflanze ausschlaggebend ist. Das Besitzrecht einer Pflanze hat diejenige Person inne, die für die Pflanzung verantwortlich war – diese Person verfügt über die exklusiven Nutzungsrechte. Wie in Nova Canaã ist es auch hier die Urheberschaft, die eine Besitzbeziehung herstellt und legitimiert. Vor diesem Hintergrund ist das Sammeln grundsätzlich überall erlaubt; es darf jedoch nicht von individuellen Pflanzungen gesammelt werden. Gleiches gilt für die Jagd: Jäger dürfen überall tätig sein und es ist unerheblich, wessen Grundstück sie währenddessen betreten. Denn Wild ist in Atrocal kein Besitzobjekt, mit dem Menschen eine Besitzbeziehung eingehen könnten. Es ist demnach nie individueller, menschlicher Besitz; dementsprechend bestehen nie exklusive Nutzungsrechte. Anders ist dies bei Curupira, die wie oben erwähnt, durchaus an bestimmten Orten oder für bestimmte Zeiträume die Jagd von Wild unterbinden kann. Ich führe dies auf ihre Eigenschaft als »Mutter des Wildes« und damit Urheberin von Wild zurück.³⁰ So sind auch in Atrocal Besitzbeziehungen über Urheberschaft legitimiert; in dieser Hinsicht unterscheidet sich die normative Ordnung vom Nutzungsabkommen und ähnelt der Praxis in Nova Canaã.

Neben den individuellen Landparzellen gibt es in Atrocal ebenso, wie im Nutzungsabkommen vorgesehen, Bereiche zur kollektiven Nutzung. Dies sind zum Beispiel Flüsse und Seen oder Infrastruktur innerhalb der Ortschaften. Die entfernteren Waldgebiete allerdings entziehen sich dieser Zweiteilung. Zwar haben hier alle Bewohner*innen Nutzungsrechte, vor allem Jagd und Sammelwirtschaft führen sie in diesen Bereichen durch. Allerdings scheint damit nicht kollektiver Besitz an diesen Flächen einherzugehen: Diese Bereiche werden häufig als *Terra de Ninguem* (Niemandland) oder *Terra da Natureza* (das Land der Natur) bezeichnet;

30 Jenseits von Jagd setzt sich dieser Zusammenhang fort: so sind auch Zuchttiere in Privatbesitz der Person, die für die Zucht und damit in gewisser Weise für das Existieren verantwortlich ist. Diese Tiere sind von Jagd ebenso ausgeschlossen, wie individuelle Pflanzungen von Sammelwirtschaft. Die Jagd mit Hund und auf dem *Ramal* stellen hier eine Ausnahme dar, denn sie sind ebenfalls nicht in fremden Grundstücken erlaubt. Ich führe dies darauf zurück, dass durch beide Jagdpraxen aktiv Raum verändert wird, und dass Veränderungen eben nicht auf fremdem Land vorgenommen werden dürfen. Dies stützt noch einmal die Annahme, dass die 100 Hektar sich eben nicht nur auf Recht an Landwirtschaft, sondern darüber hinaus in einer für mich diffusen Weise auf mehr beziehen; ohne dass sie dabei »alle natürlichen Ressourcen« umfassen, wie dies das Nutzungsabkommen postuliert.

im Nutzungsabkommen gebräuchliche Bezeichnungen wie *Áreas Coletivas* oder *Áreas Comuns* (kollektive oder gemeinsame Bereiche) sind in Atrocal nicht gebräuchlich. So gehören diese Bereiche niemanden und stehen doch der Gemeinde für die Nutzung offen. Damit entziehen sich diese Flächen einer klaren Unterscheidung in individuell und kollektiv und deuten wie in Nova Canaã darauf hin, dass Nutzungsrechte nicht per se mit »Besitz«- und »Eigentumsverhältnissen« einhergehen.

Atrocal verfügt damit nochmals über eine ganz eigene Form des Landrechts und der Besitzkonzeption, welche Elemente der beiden anderen normativen Ordnungen integriert. Wie im Nutzungsabkommen ist in Atrocal das Recht auf individuellen Landbesitz, auf *meine 100 Hektar*, erstens möglich und zweitens für Landwirtschaft entscheidend, denn nur dort dürfen Felder angelegt werden. Anders als im Nutzungsabkommen ist dies allerdings ausschließlich im Hinblick auf Anbau und Landwirtschaft der Fall; andere Wirtschaftspraktiken wie Jagd und Fischfang werden hierdurch nicht limitiert. In diesen wirkt vielmehr eine Konzeption von Besitz, die für ein individuelles Besitzverhältnis mit exklusiven Nutzungsrechten eine Beziehung der Urheberschaft zwischen sozialer Einheit (1) und Besitzobjekt (3) voraussetzt. In dieser Hinsicht kommt die normative Ordnung von Atrocal der Besitzkonzeption von Nova Canaã nahe.

Die Regelkomplexe im Vergleich

In diesem Kapitel habe ich mich ausgehend von der Frage nach Normierungen von Anbau mit den unterschiedlichen Formen von Landverteilung und Konzeptionen von Besitz in den drei Regelkomplexen auseinandergesetzt. Dabei sind Überschneidungen ebenso deutlich geworden wie Unterschiedlichkeiten – und dies sowohl hinsichtlich praktischer Differenzen der Landverteilung als auch konzeptioneller Differenzen von Besitzbeziehungen, die ontologische Divergenzen erahnen lassen.

Zur (Nicht-)Existenz von Privatland mit exklusivem Nutzungsrecht

Der offensichtlichste Unterschied zwischen den drei normativen Ordnungen liegt in der Existenz, bzw. Abwesenheit von privaten Landparzellen mit exklusiven Nutzungsrechten. Klar definiert das Nutzungsabkommen in seinem ersten Paragraphen das Recht der Bewohner*innen auf ein eigenes Stück Land zur familiären Bewirtschaftung und zur individuellen Nutzung aller dort vorhandenen natürlichen Ressourcen. Auch in Atrocal ist der Besitz von 100 Hektar möglich und für die Menschen von großer Bedeutung, denn ihre Felder dürfen sie ausschließlich dort anlegen. Wer nicht über eine eigene Parzelle verfügt, ist auf die Erlaubnis von Nachbar*innen mit Landbesitz angewiesen. Anders funktioniert Landrecht in No-

va Canaã. Hier gibt es keine Privatgrundstücke; angebaut wird je nach Belieben auf freien Flächen innerhalb des kollektiven Gemeindelandes.³¹

Zu Besitzbeziehungen und deren Legitimationen

Dass diese landrechtlichen Unterschiede in differenten Legitimationsmustern für Besitzbeziehungen begründet sind, die auf ontologische Divergenzen hinweisen, ist dabei weniger offensichtlich. Für das Nutzungsabkommen impliziert der Besitz einer Landparzelle automatisch die exklusiven Nutzungsrechte aller dortigen Ressourcen. In Atrocal hingegen gibt es zwar ebenso private Landparzellen, exklusive Nutzungsrechte bestehen jedoch lediglich im Kontext von Landwirtschaft; Jagen und Sammeln hingegen dürfen alle Bewohner*innen überall, hier kommt Recht nicht exklusiv dem/der Landbesitzer*in zu. In dieser Hinsicht gleicht die Situation der in Nova Canaã, wo es keinen privaten Besitz an Land gibt und dementsprechend Subsistenzpraktiken nicht durch Landbesitzverhältnisse limitiert werden.

Damit etablieren die normativen Ordnungen Besitzbeziehungen, die das Recht auf (exklusive) Nutzung anders begründen. Die eine (a) geht davon aus, dass Menschen grundsätzlich in einer exklusiven Besitzbeziehung mit sämtlichen Bereichen natürlicher Umwelt stehen können, bzw. in den Begriffen Benda-Beckmanns et al. (2009), dass Menschen grundsätzlich potentielle soziale Einheiten und natürliche Ressourcen grundsätzlich potentielle Besitzobjekte in einer Besitzbeziehung sind. Dieses Verhältnis kommt am deutlichsten im Nutzungsabkommen zum Ausdruck. Hier haben Familien prinzipiell Anspruch auf eigene Landparzellen, womit per se die Verfügungsgewalt über alle natürlichen Ressourcen innerhalb dieser Fläche einhergeht, seien es der Boden, Pflanzen oder Tiere (ICMBio 2014a: §§ 1, 9). So dürfen ausschließlich die Besitzer*innen dort jagen, Blätter schneiden, Früchte sammeln; Nachbar*innen sind von diesen Rechten ausgeschlossen, es sei denn man einigt sich auf Sonderregeln. Nicht zuletzt im Begriff der »natürlichen Ressourcen« spiegelt sich diese Annahme, sind doch Ressourcen als Mittel zur Erfüllung bestimmter Ziele per Definition als Besitzobjekt gedacht. Das Recht des Menschen, sich diese Besitzobjekte anzueignen, kann darüber hinaus grundsätzlich exklusiv sein.³²

31 Damit repräsentieren die Beispiele Eigentumsverhältnisse, die charakteristisch für spezifische Gesellschaften und Wirtschaftssysteme sind. Das Nutzungsabkommen definiert Nutzungsrechte entlang der Dichotomie individuellen vs. kollektiven Zugangs, einem Grundpfeiler liberaler Wirtschaftsdeologie und kapitalistischer Marktwirtschaft. Nova Canaã verkörpert ein Modell, das als typisch für amerindianische Realität und Territorialität von Jäger- und Sammlergesellschaften gilt und für dessen Wirtschaftsform eine Parzellierung von Land in private Grundstücke nicht sinnvoll ist (vgl. Brightman et al. 2016a: 3ff.; Hann 1998: 1f.).

32 Auch diese Grundannahme deckt sich mit Logiken liberaler Wirtschaftsdeologie (vgl. vorherige Fußnote), nach der produktive Landnutzung immer eine Einhegung voraussetzt (vgl. Brightman et al. 2016a: 5).

Die andere Form (b) sieht ebenfalls die Möglichkeit einer privaten Besitzbeziehung zwischen Menschen und Bereichen der Umwelt vor, exklusive Nutzungsrechte setzen hier aber eine Urheberschaft der sozialen Einheit über das Besitzobjekt voraus. Diese Form von Besitzbeziehung ist in Nova Canaã handlungsleitend. Exklusive Rechte bestehen hier nur über das, für dessen Ursprung ein*e Akteur*in verantwortlich ist; bzw. noch deutlicher formuliert: nur das, was ein*e Akteur*in hervorbringt, wird zu seinem Besitzobjekt; nur der oder diejenige, die hervorbringt, wird zur sozialen Einheit in einer Besitzbeziehung. So ist das Maniokfeld meiner Nachbarn ebenso privat, wie die kleine Gemüsepflanzung im Hochbeet neben dem Haus. Und auch Curupira als »Mutter der Tiere« hat die exklusive Verfügungsgewalt über Wild inne. In dieser Koppelung von exklusiven Nutzungsrechten an Urheberschaft liegt auch die Abwesenheit von privatem Landbesitz in Nova Canaã begründet. Da das Land von keinem/keiner der Akteur*innen hervorgebracht wurde, sind private Landrechte in Nova Canaã nicht vorgesehen.

Allerdings können diese beiden Formen von Besitzbeziehungen auch parallel in den Regelkomplexen wirken. In Atrocal ist die Koexistenz beider Versionen besonders deutlich. (a) ist im Kontext von Anbau relevant: Hier kann grundsätzlich eine Besitzbeziehung zwischen Mensch und Land bestehen, die der sozialen Einheit Familie die exklusive Nutzung des Besitzobjektes Boden für Anbau garantiert (ohne, dass der Boden persönlich hergestellt wurde). Für Jagd und Sammelwirtschaft hingegen ist (b) ausschlaggebend und Rechte an Flora und Fauna sind nur dann exklusiv, wenn eine Besitzbeziehung über Urheberschaft eingegangen wurde: Die Hühnerzucht meines Nachbarn ist dadurch ebenso privat wie der Kautschukbaum, den mein Gastgeber vor vielen Jahren gepflanzt hat. Diese Pflanzen und Tiere sind der kollektiven Nutzung entzogen.

Auch das Nutzungsabkommen integriert letztendlich beide Konzeptionen und obwohl (a) im Dokument absolut dominant ist, taucht am Rande auch (b) auf. Das Nutzungsabkommen definiert: Verlässt eine Familie die Gemeinde, so erhält sie für *Benfeitorias* eine Ablösesumme (ICMBio 2014a: § 4). Unter *Benfeitorias* versteht der Text Aufwertungen, die die Familie am Grundstück vorgenommen hat. Dies können Maniokfelder ebenso sein wie *Açaí*-Pflanzungen, Kautschukbäume oder auch ein Maniokmehlhaus. Für diese Dinge, niemals aber für den Boden, erhält eine Familie finanziellen Ausgleich. Besitz, der verkauft werden darf, bezieht sich in diesem Kontext also nicht mehr gemäß Vorstellung (a) auf sämtliche natürlichen Ressourcen (Boden, Bäume, Kiesel, Wild), sondern vielmehr nur auf die Bereiche, die individuell hergestellt wurden, wie Pflanzungen, Maniokmehlhäuser oder Felder. So ist es auch hier plötzlich die Urheberschaft, die zu Privatbesitz (und damit dem Recht auf Verkauf) führt und die Besitzbeziehung legitimiert.

Meine Auseinandersetzung mit Besitzkonzeptionen von Land führt mich somit zu folgenden Beobachtungen: Zwar scheint der größte Unterschied zwischen den Regelkomplexen zunächst in der Existenz und Nicht-Existenz von individuellem

Recht auf Land zu bestehen; darin allerdings verbergen sich zwei unterschiedliche Konzeptionen von Besitz und dessen Legitimation. Während Besitzbeziehungen in Nova Canaã auf Urheberschaft und damit Form (b) basieren, integrieren sowohl Atrocal und, in abgeschwächter Form, auch das Nutzungsabkommen beide Konzeptionen (a) und (b). Insbesondere das Moment der Urheberschaft erinnert an die relationalen ontologischen Gefüge, wie sie die Politische Ontologie betrachtet (vgl. Blaser 2013a: 20f.; Cadena 2015: 44f.; Escobar 2017: 87f.).³³ In diesen relationalen Zusammenhängen ist Sein nicht losgelöst von Beziehungen zu verstehen: Hier gehen nicht unabhängige Entitäten eine Besitzbeziehung ein; vielmehr ist es diese Beziehung, durch die Entitäten wechselseitig werden, was sie sind. Hier ist in dieser Logik also nicht ein Subjekt, dass sich eine Landfläche aneignet; es ist eine spezifische Beziehung, die aus Curupira die Mutter der Tiere und damit soziale Einheit (1) und aus dem Wild das Besitzobjekt (3) macht. So scheinen in diesen Unterschieden nicht nur inhaltliche und konzeptionelle, sondern auch ontologische Divergenzen zum Ausdruck zu kommen. Dieser Dimension wende ich mich eingehend in Kapitel 5 zu. Hier nun werde ich zunächst ein kurzes Resümee der bisherigen Erkenntnisse ziehen und mich im Anschluss den formalen Charakteristika der drei normativen Ordnungen zuwenden.

Sehr deutlich zeigt die vergleichende Auseinandersetzung mit den Normen für Extraktivismus in diesem Kapitel 4.1, dass die Verabschiedung des verschriftlichten Nutzungsabkommens nicht zu einer Verdrängung lokaler Regelungen in Atrocal und Nova Canaã geführt hat. Vielmehr wirken in den beiden Gemeinden weiterhin eigene normative Ordnungen fort. Diese sind zwar in einigen Bereichen den Paragraphen des Nutzungsabkommens ähnlich, weisen aber doch so deutliche Unterschiede auf, dass von einem Rechtspluralismus gesprochen werden kann. Differenzen bestehen dabei nicht ausschließlich zwischen Nutzungsabkommen und den lokalen Ordnungen der Gemeinden; vielmehr ergeben sich auch zwischen den Regelkomplexen von Atrocal und Nova Canaã Unterschiede, insbesondere im Hinblick auf landrechtliche Regelungen. Dies weist darauf hin, dass die Gemeinden innerhalb der Resex Tapajós-Arapiuns in ihren Besonderheiten differenziert zu betrachten sind und nicht als eine homogene Realität missverstanden werden dürfen.

4.2 Formale Aspekte der normativen Ordnungen im Vergleich

Zusätzlich zu diesen inhaltlichen Aspekten unterscheiden sich die normativen Ordnungen im Rechtspluralismus in formaler Hinsicht. Besonders auffällig ist die im Hinblick auf die Materialisierung der Regelkomplexe: als rechtliches Dokument bringt das Nutzungsabkommen die Normen in schriftlicher Form zum Ausdruck;

33 Siehe Kap. 2.1.2 für detaillierte Erläuterungen zur Konzeption einer relationalen Ontologie.

demgegenüber stehen die Ordnungen der Gemeinden Atrocal und Nova Canaã, die nicht verschriftlicht, sondern alltäglich (re-)produziert werden und sich in Subsistenzpraktiken tradieren. Damit eng verbunden sind spezifische Prozesse der Aushandlung, die ich im Folgenden ausgehend von Vignetten im Verwaltungsgremium (4.2.1) und in den Gemeinden betrachte (4.2.2). Hieraus lassen sich weitere formale Charakteristika der Ordnungen ablesen. Im Gegensatz zur inhaltlichen Ebene, auf der sich alle drei normative Ordnungen voneinander unterscheiden, liegen formale Differenzen in erster Linie zwischen dem Nutzungsabkommen auf der einen und den Ordnungen der Gemeinden auf der anderen Seite. Dementsprechend liegt es nahe, die normativen Ordnungen über Fachbegriffe wie formelle versus informelle Institutionen oder staatliches versus traditionelles Recht zu unterscheiden; dies mag in anderen rechtspluralen Kontexten treffend sein, negiert jedoch bestimmte Zusammenhänge und kann die Dynamiken in der Resex Tapajós-Arapiuns nur zum Teil abbilden (4.2.3).

4.2.1 Aushandlungsprozesse im Verwaltungsgremium

Wie im Gesetzestext des SNUC für *Reservas Extrativistas* vorgesehen, wurde das Nutzungsabkommen der Resex Tapajós-Arapiuns durch das gemeinsame Verwaltungsgremium erarbeitet. Als ich im November 2013 zum ersten Mal einer Sitzung des Gremiums beiwohnte, waren die Delegierten im Begriff, über das Nutzungsabkommen final abzustimmen:

»Pode? Não pode?« fragt der von ICMBio unter Vertrag genommene Berater ins Mikrofon, dessen langes Kabel kleine Flocken Staub und Steinchen auf dem Betonboden herumwirbelt. »Darf man das? Oder darf man das nicht?«

»Pode!«, ruft eine laute Mehrheit des Plenums; »Não pode!«, einige wenige, die sich daraufhin irritiert umschauchen. »Richtig«, betont der Berater, »Paragraph 19 sagt, in der Resex dürfen keine Büffel gezüchtet oder eingeführt werden.«

Die Protokollantin notiert, die beiden Moderatoren besprechen sich, im Plenum wird gemurmelt und ich bin verwirrt ob der Art der Abstimmung. Dann geht es weiter mit Paragraph 20, den der Beamer gestochen scharf auf die Leinwand projiziert: »Müssen Bäume, die Menschen oder Tieren als Nahrung dienen, geschützt werden?« liest der Berater vor und endet wie beim letzten (und auch bei den nächsten) Paragraphen mit einem lauten »Pode? Não pode?«

Seit heute Morgen sitzen wir im luftigen Versammlungsraum des Instituts Chico Roque an der Verbindungsstraße zwischen der Großstadt Santarém und dem Touristenörtchen Alter do Chão, haken einen Tagesordnungspunkt nach dem anderen ab und sind seit etwa zwei Stunden mit der Diskussion und Abstimmung über die 51 Paragraphen des Nutzungsabkommens beschäftigt. Zwischendurch gibt es süßen Kaffee und Mittagspause, Gespräche unterm Dach im Schat-

ten zwischen alten und neuen Bekannten. (Feldnotizen Verwaltungsgremium 18.11.2013)

In Form dieser langwierigen, zähen und mitunter konfliktiven Abstimmung segnete das Verwaltungsgremium sein Nutzungsabkommen Paragraph für Paragraph ab. Am Ende dieses Novembertages waren alle 51 Punkte angenommen und das Papier wurde als Teil des allgemeinen Managementplans zur Ratifizierung nach Brasília, in den Hauptsitz von ICMBio gesandt. Ein Jahr später, am 20. November 2014, trat es in Kraft (ICMBio 20.11.2014).

Nicht immer gehen die Abstimmungsprozesse im Verwaltungsgremium so frontal vonstatten; im Gegenteil gab und gibt es regelmäßig Momente, in denen die Delegierten in größerem Maße partizipieren. Manchmal versucht die Sitzungsleitung, die Stimmberechtigten über Gruppenarbeiten direkt einzubeziehen. Außerdem geht den Abstimmungen häufig eine längere Phase der Diskussion im Plenum voraus, als dies die Vignette suggeriert: Die Delegierten reichen das Mikrofon weiter, stellen ihre Bedenken und Positionen in den Raum; die Moderation versucht derweil, die Redebeiträge inhaltlich zu verbinden und in ihren Entscheidungsvorschlag zu integrieren – bei einem solch großen Verwaltungsgremium ist dies kein leichter Prozess. Auch ist es eher unüblich, dass externe Berater die Moderation übernehmen. Es sind in der Mehrheit der Fälle die Angestellten von ICMBio als oberste Instanz des Verwaltungsgremiums, die durch die Sitzungen leiten. Hin und wieder übernimmt auch der Präsident oder Vizepräsident des Dachverbandes Tapajoara diese Rolle.

Im Hinblick auf weitere formale Aspekte der Abstimmung ist die oben skizzierte Vignette hingegen beispielhaft: sie zeigt, dass die Regelungen des Nutzungsabkommens diskursiv und auf theoretischer Ebene ausgehandelt wurden. Anders als in den beiden Gemeinden, wo Normen häufig situativ und innerhalb der entsprechenden Handlungskontexte geformt werden, debattieren die Anwesenden hier abstrakt und jenseits subsistenzpraktischen Handelns über Büffelizeucht und den Schutz von kollektiven Nutzbäumen. Entscheidungen werden punktuell und per Mehrheitsentscheid getroffen: Nach der Frage »Pode? Não pode?« gilt die Antwort der Mehrheit und ist nach der Ratifizierung des Dokumentes rechtskräftig. Die Regelungen, die in diesem Prozess entstanden sind, gelten situationsunabhängig, grundsätzlich und allgemein für alle Bewohner*innen der Resex Tapajós-Arapiuns.

Es sind dabei nicht ausschließlich die Nutzer*innen selbst, die, vertreten durch ihre Abgeordneten, über die Regeln zur Nutzung entscheiden; vielmehr bestimmen mit den staatlichen Instanzen und zivilgesellschaftlichen Delegierten auch solche Akteur*innen über die Regeln mit, die selbst weder im Schutzgebiet wohnen, noch dortige Ressourcen nutzen. Dies ist im Gesetz des SNUC festgelegt, nach dem ein Nutzungsabkommen durch ein Verwaltungsgremium auszuhandeln ist, in dem unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen repräsentiert sein müssen. Auch

die Notwendigkeit partizipativer Abstimmungsprozesse ist dort definiert. So findet also die Ausgestaltung des Nutzungsabkommens und seiner Paragraphen in einem höchst formalisierten Rahmen statt und entsprechende Gesetzestexte und die Statuten des Gremiums geben enge Richtlinien zu Diskussion und Entscheidungsfindung vor.

Diese Vorgaben umfassen weiterhin den Prozess der Ratifizierung und definieren inhaltliche und letztlich epistemologische Anforderungen an das Dokument. Der Leiter der Resex und Vorsitzende des Verwaltungsgremiums erläutert:

Um einen Managementplan [mit Nutzungsabkommen] zu beschließen, gibt es einen Ritus. Der Plan wird partizipativ entwickelt, hier in der Resex, und geht danach an den Hauptsitz [von ICMBio] nach Brasília, wo er eine juristische Analyse durch die Generalstaatsanwaltschaft durchläuft. Wenn es keine rechtlichen Probleme gibt, wird er einer technischen Analyse unterzogen in unserer Koordination für traditionelle Bevölkerung. Und wenn es dann keine Probleme gibt, geht er an das Präsidium [von ICMBio], um durch eine entsprechende Verordnung veröffentlicht zu werden. (Leiter der Resex, Santarém 10.08.2016)

Seit 2004 hat das Verwaltungsgremium dreimal den Versuch unternommen, das aktualisierte Nutzungsabkommen und den Managementplan entlang dieses Ritus in Kraft zu setzen. Zweimal scheiterte das Verfahren an formalen und inhaltlichen Anforderungen vonseiten der Behörde in Brasília. Beim zweiten Mal »war ich schon hier und ich erinnere mich bis heute an das Gutachten 066/2009. Es beanstandete zahlreiche Punkte, [...] 20 Punkte mussten präziser werden und das waren Punkte, die an der gesamten Struktur des Dokuments gerüttelt haben« (Leiter der Resex, Santarém 10.08.2016). Insbesondere die fehlende wissenschaftliche Basis wurde damals beanstandet. »Damit ich einen Managementplan [mit Nutzungsabkommen] veröffentlicht bekomme, muss ich das Territorium sehr gut kennen. [...] ICMBio segnet diese Managementpläne nur ab, wenn diese Forschungen, diese Erhebungen umfassend in der *Reserva* realisiert wurden« (Leiter der Resex, Santarém 10.08.2016). Damit unterliegen also nicht ausschließlich die Abstimmung über Managementplan und Nutzungsabkommen engen formalen Richtlinien; es gibt darüber hinaus auch klare Maßstäbe an die Wissensgrundlage, auf der ein solches Dokument zu basieren hat. Das lokale Wissen der Bewohner*innen, die möglicherweise aufgrund ihrer Alltagspraxis über sehr fundierte Kenntnisse ihrer Umgebung verfügen, ist für Nutzungsabkommen und Managementplan irrelevant; es bedarf hier wissenschaftlicher Erhebungen. Ioris (2008) bezeichnet daher diese und ähnliche Formen der Verwaltung als *Manejo Científico* – als wissenschaftliches Management.³⁴

34 Blaser (2010: 111) merkt mit Blick auf Strategien wissenschaftlichen Managements kritisch an: »Therefore, this regime of truth would answer the question of what is the right thing

Informelles im Formalisierten

Trotz aller formalen Vorgaben scheinen vielfältige informelle Dynamiken und Beschränkungen die Paragraphen des Nutzungsabkommens mitgeprägt zu haben (vgl. 3.2.3). Am zweiten Tag der Gremiumssitzung im November 2013 beschloss die Delegierten die Zonierung der Resex Tapajós-Arapiuns. Diese ist eines der zentralen Verwaltungsinstrumente in *Reservas Extrativistas* und teilt die Schutzgebiete in vier Zonen, die jeweils spezifischen Auflagen zur Nutzung unterliegen. Am Mittag des 19. November 2013 kam es zu einem für mich sehr prägnanten Moment der Diskussion:

Der Berater von ICMBio hat eine *PowerPoint*-Folie an die Wand gebeamt. Darauf sind zwei Karten der Resex Tapajós-Arapiuns zu sehen, auf denen jeweils unterschiedliche Flächen bunt markiert sind. Es handelt sich um zwei Vorschläge für mögliche Zonierungen des Schutzgebietes. Die Delegierten sollen sich für eine der beiden entscheiden.

Ich bin erleichtert, denn offensichtlich ist es nicht mangelnde Sprachkenntnis, die mich am Verstehen hindert – auch um mich herum sehe ich viele fragende Blicke auf die Folie starren. Der Berater setzt zu einer erneuten Erklärung an: Im ersten Entwurf befindet sich die absolute Schutzzone genau im Inneren der Resex; im zweiten Entwurf – für dessen Erklärung er sich deutlich mehr Zeit nimmt – zieht sie sich bis an die südliche Grenze. So entsteht ein Korridor und verbindet die Schutzzone mit den südlich der Resex gelegenen Waldgebieten. »Damit ist der Raum, in dem sich die Tiere bewegen können, größer und so können sie sich auch mit Tieren aus Regionen südlich der Resex fortpflanzen«, erläutert er dem Plenum.

Kritik an diesem zweiten Vorschlag wird laut, einige Abgeordnete sprechen sich aus unterschiedlichen Gründen dagegen aus, weitere schließen sich an. Als der Vorsitzende des Gremiums auf eine schnelle Entscheidung drängt, wird es im Raum noch lauter. Da greift der Berater zum Mikrofon und betont, der zweite Vorschlag sei der bessere, da so »die Biodiversität der Fauna erhalten werden kann«. Das Plenum ist schlagartig still.

In der nun folgenden Abstimmung wird der zweite Vorschlag ohne Widerspruch angenommen. (Feldnotizen Verwaltungsgremium 19.11.2013)

to do with Indians and Nature as follows: know with certainty what they are and you will know what is the right thing to do with them!« Das wissenschaftliche Management der Resex weist dabei große Ähnlichkeit auf zu den Dynamiken, die Blaser (2009b, 2013b) mit Blick auf indigenes Wissens in Programmen des Umweltschutzes skizziert: als kulturelle Perspektiven dürfen sie einfließen, solange sie nicht mit wissenschaftlichen Erkenntnissen brechen, die das Fundament des Managements darstellen. Es scheint sich hier um ein klassisches Beispiel der ontologischen Durchsetzung der Moderne zu handeln, wie sie die Politische Ontologie beschreibt (vgl. 2.1.2).

Dies ist nur einer von mehreren Momenten, in denen ich den Eindruck gewann, dass ein bestimmter Habitus hilfreich sein kann, um die eigenen Positionen im Gremium durchzusetzen. In diesem Fall führe ich es auf die Fachtermini *Biodiversität* und *Fauna* zurück, die – souverän vorgetragen von einer externen Person mit Universitätshintergrund – den Diskussionsprozess beendet und eine Entscheidung herbeigeführt haben. Im Gremium ist solches Fachwissen sehr ungleich verteilt und der Wissensstand der Abgeordneten geht weit auseinander; gleichzeitig ist Wissenschaft nicht nur die notwendige Basis von Managementplan und Nutzungsabkommen, sie scheint zudem bei den Stimmberechtigten hohes Ansehen zu genießen. Dies führt erstens dazu, dass einige Delegierte den Gesprächsverläufen nur schwer folgen können. Zweitens erhalten bestimmte Positionen mehr Gewicht, während sich andere Stimmen demgegenüber minderwertig fühlen. So verstehe ich Momente wie den hier skizzierten als Ausdruck informeller Hierarchien, welche das Gremium weitgehend unsichtbar strukturieren. Auch die Verteilung der Moderation kann als Beispiel dieser Hierarchien dienen. In den allermeisten Fällen hat ein*e Angestellte*r von ICMBio die Moderation inne, oft handelt es sich auch um den Vorsitzenden des Gremiums und »Chef der Resex«, wie er vor Ort genannt wird. Als Moderator kommt ihm dabei eine doppelte Rolle zu: Nicht nur ist er in der Machtposition, die Gespräche und Diskussionen zu lenken; auch ist er selbst Teil der Diskutant*innen und stimmberechtigt. Fast automatisch bekommen dabei seine inhaltlichen Positionen aufgrund der Moderationsrolle mehr Raum und Durchsetzungskraft. Besonders problematisch erscheint dies bei Abstimmungen: Hier stellt der Moderator eine Frage zur Abstimmung und hebt gleichzeitig seine Hand mit der Karte zur Stimmabgabe in die Höhe – eine Geste, die subtil Einfluss nimmt auf das Verhalten im Plenum und Delegierte unwillkürlich zur Nachahmung einlädt.³⁵

Im Rahmen der Darstellung von Verwaltungsstrukturen brasilianischer Resex habe ich diese Zusammenhänge bereits kritisch reflektiert (vgl. 3.2.3). Hier ist es mir abschließend wichtig, zu betonen, dass diese informellen Asymmetrien auf die Aushandlungsprozesse im Verwaltungsgremium einwirken, seien diese auch noch so formalisiert und durch rechtliche Vorgaben standardisiert.

Blicke in die Zukunft

Aller rechtlichen Hürden zum Trotz, konnten Managementplan und Nutzungsabkommen der Resex Tapajós-Arapiuns schließlich am 20. November 2014 in Kraft treten. Ab diesem Moment erhielten sie langfristig Gültigkeit und verbleiben so, wie sie im November 2013 formuliert worden sind. Allerdings gibt es Möglichkeiten, die Paragraphen auch zukünftig abzuändern, anzupassen und weiterzuentwi-

35 Zu weiteren Auseinandersetzung mit Grenzen der Partizipation, vgl. Luciana Braga Silveira (2008), Cindy Völler (2017) und Michaela Meurer (2018).

ckeln – erste Schritte dahingehend zeichnen sich bereits ab. »Dies ist eine aktuelle Forderung, wie ich meine, hierzu eine neue Arbeitsgruppe zu bilden [...] und das Nutzungsabkommen zu diskutieren«, erklärte der Leiter der Resex Tapajós-Arapiuns, bevor ich 2016 die Region verließ (Leiter der Resex, Santarém 10.08.2016). Auch CITA, der Indigene Rat Tapajós-Arapiuns forderte eine Überarbeitung, um die Paragraphen an die Bedürfnisse indigener Lebensweisen anzupassen. Im November 2017 rief daraufhin das Verwaltungsgremium eine Arbeitsgruppe ins Leben, die Vorschläge zu einer Erneuerung entwickeln sollte. Mangels Interesse vonseiten der Gemeinden – lediglich eine der über 70 Gemeinden benannte Veränderungsvorschläge – wurde die Gruppe jedoch bis auf Weiteres aufgelöst. Bei meiner Rückkehr an den Unteren Tapajós im Juli 2018 äußerten Delegierte im Verwaltungsgremium jedoch erneut Unmut über nicht adäquate Regelungen, sodass ich davon ausgehe, dass eine Überarbeitung weiter Thema bleiben wird (Feldnotizen Verwaltungsgremium 23.07.2018).

Sollte es dazu kommen, müssen auch diese Schritte der Überarbeitung den oben skizzierten Rahmenbedingungen für Aushandlungsprozesse gerecht werden: es wird sich wieder um punktuell getroffene Entscheidungen einer vordefinierten Gruppe von Delegierten handeln, die, in einem Dokument manifestiert, langfristig Gültigkeit besitzen; Regelungen, die abstrakt und außerhalb des entsprechenden subsistenzpraktischen Handlungskontextes diskursiv verhandelt wurden, wobei die Verhandlungen ebenso wie die Verhandelnden, die Prozesse ebenso wie epistemologische Grundlagen den rechtlichen Vorgaben entsprechen müssen. Und dabei trotz aller Formalisierung unterschiedliche informelle Gefüge und Beziehungen die Aushandlungen mitgestalten werden.

4.2.2 Aushandlungsprozesse in den Gemeinden

Die Aushandlungsprozesse in den Gemeinden unterliegen deutlich weniger formalisierten Standards, weshalb solche normativen Ordnungen häufig als informelle Regelungen, bzw. informelle Institutionen zur Nutzung von Ressourcen bezeichnet werden (North 1991: 97). In Nova Canaã und Atrocal habe ich drei unterschiedliche Formen der Aushandlung normativer Ordnungen identifiziert: weitgehend unsichtbar und kontinuierlich durch die (Re-)Produktion bestimmter Normen im alltäglichen Wirtschaften (1), punktuell im Zuge von Nutzungskonflikten (2) und, ähnlich wie im Verwaltungsgremium, durch die Gemeindeverbände (3). Die Praktiken der Aushandlung in Nova Canaã und Atrocal stellen in dieser Hinsicht keinen Unterschied dar; deswegen werde ich mich in diesem Kapitel beiden Gemeinden zuwenden.

(1) In der Durchführung alltäglicher Subsistenz entscheiden die Bewohner*innen kontinuierlich über Auflagen der normativen Ordnungen auf Gemeindeebene. Diese Handlungen mögen zwar nicht als Momente der Aushandlung wahrgenom-

men werden, oder gar als Räume der Verhandlung markiert sein, für das Fortbestehen und die Entwicklung gelebter normativer Ordnungen sind sie jedoch zentral. Solche Momente der Verhandlung können im gezielten Anbau auf bestimmten Flächen liegen und der Meidung anderer, in der Wahl spezifischer Praktiken des Fischfangs oder in Vorsichtsmaßnahmen bei der Jagd. Sie liegen in der Arbeitsteilung abhängig von Geschlecht und Alter, im Teilen von Fleisch und Verkaufen von Holz ebenso wie im Ernten von *Bacaba* auf dem Grundstück des Neffen – überall hier schreiben sich lokale normative Ordnungen als handlungsleitende Orientierungsrahmen ein; gleichzeitig werden sie genau dann real. Niedergeschrieben sind sie nicht, nur selten werden sie explizit als Regeln formuliert. Und doch haben sie Einfluss darauf, was Menschen tun oder bleiben lassen. So manifestieren sich die Regelungen in den Alltagspraktiken, diese wiederum reproduzieren die Normen und bringen so die Auflagen der Regelkomplexe hervor. Dabei werden die Normen nicht immer exakt berücksichtigt, vielmehr haben die Akteur*innen gewisse Spielräume der Regelverletzung, ohne dass es direkt zu Sanktionen oder Konflikten käme. In diesem Sinne verstehe ich Subsistenz und die Wahl und Durchführung bestimmter Praktiken als Moment der Verhandlungsmöglichkeit von Normen – wenn auch zumeist unbewusst und nicht-diskursiv. Anders als die punktuell verabschiedeten Paragraphen des Nutzungsabkommens, die theoretisch und diskursiv entschieden wurden, werden also die Normen in den Gemeinden in kontinuierlichen Prozessen in und durch Subsistenzpraktiken selber festgeschrieben und weiterentwickelt. Verhandlung findet dabei im konkreten Moment der Nutzung und nicht auf abstrakter Ebene außerhalb des Nutzungskontextes statt. Außerdem sind direkte Nutzer*innen beteiligt und nicht, wie im Verwaltungsgremium, eine Vielzahl externer Akteur*innen und Instanzen.

(2) Im Rahmen von Konflikten um Nutzung kann es allerdings auch in den Gemeinden zu expliziten Aushandlungen kommen. Als Beispiel sollen zwei Verbote rund um Jagd und Fischfang in Nova Canaã dienen. »Eine der Vereinbarungen, die wir haben«, erklärt mir der Präsident des Gemeindeverbandes, »eine sehr traditionelle Vereinbarung, bezieht sich auf die Jagd. Sie besagt, dass wir Essen³⁶ nicht verkaufen dürfen. [...] Wir fischen und jagen, geben es Anderen zum Essen weiter, aber verkaufen es nicht« (Seu Ercio, Nova Canaã 31.07.2016). An diese Regel ist eine weitere geknüpft, die besagt, dass Jagen und Fischen nur den Bewohner*innen der Gemeinde erlaubt ist. Beide Regelungen sind Ergebnis konkreter Nutzungskonflikte: Die Bewohner*innen entschieden sich für diese Restriktionen, als Jäger von außerhalb in der Region zu jagen begannen. Damals wurde am Rio Inambú nicht ausschließlich für den Fleischbedarf, sondern auch für den Verkauf von Fellen gejagt – dementsprechend intensiv wurde Jagd betrieben.

36 Wie oben erwähnt bezieht sich Seu Ercio mit dem Begriff Essen ausschließlich auf Fisch und Wild.

»Es ist nicht gut, Leute von außerhalb reinkommen zu lassen«, betont Seu Alberto. »Manchmal kamen sie nur her um sich zu nehmen, was es hier gab. Sie jagten und fischten so viel sie wollten, wirklich viel haben sie gefangen in dieser Zeit. Und dann nahmen sie alles mit. Und das, das erlaubt heute niemand mehr. Fischen um hier zu essen, das geht, aber nicht zum Mitnehmen.« (Seu Alberto, Nova Canaã 06.05.2016)

So gibt es neben der kontinuierlichen Verhandlung von Normen durch (Re-)Produktion in Subsistenzpraktiken auch in den Gemeinden Momente, in denen punktuell und, wie ich annehme, in expliziten Überlegungen und Absprachen zwischen den Bewohner*innen Regeln verhandelt werden.

(3) Zusätzlich können formalisierte Diskussionsräume, ähnlich dem Verwaltungsgremium, Orte der Aushandlung sein. Dies zeigt beispielsweise ein Treffen des Gemeindeverbandes von Atrocal im März 2016. Erst wenige Monate zuvor, im November 2015, hatte sich Atrocal als indigen erklärt: man war Teil der Indigenen Bewegung um CITA geworden, wichtige neue politische Ämter wie *Cacique*, *Tuxaua* und *Pajé* waren besetzt worden, viele Bewohner*innen hatten ihre indigene Identität bereits durch einen Eintrag in der staatlichen Meldebehörde offiziell bestätigt.

Es ist ein Samstagmorgen im März 2016, als sich nach und nach knapp 30 Personen im Schatten des *Barracão* einfinden, der »großen Hütte«, deren rotes Ziegeldach schon von weitem ins Auge fällt und die dem Gemeindeverband als Versammlungsort dient.

Unter den Anwesenden kehrt langsam Ruhe ein. Der Präsident des Gemeindeverbandes eröffnet die Sitzung und verliest die Tagesordnung. Dann gibt er das Wort an den *Cacique* weiter und dieser kommt nach einigen einleitenden Bemerkungen schnell auf den zentralen Punkt der heutigen Sitzung zu sprechen: die internen Regelungen von Schule und Gemeinde.

Ein Lehrer schaltet sich ein und holt weit aus. Er plädiert dafür, nun, wo sie indigen seien, neue interne Regeln festzulegen. Dafür müsse man sich auf früher besinnen, betont er, der lange selbst in einer indigenen Gemeinde am Rio Maró gelebt hat und über mehr Erfahrungen in indigener Lebensgestaltung verfügt, als die anderen Anwesenden. »In einer indigenen Gemeinde muss es weniger Konflikte geben, es muss pazifistischer zugehen«, fährt er fort. »Da gibt es keinen Verkauf, nur Tausch. Diese Kultur und diese Werte haben sich bei uns verloren. Deshalb brauchen wir hierfür ein Bewusstsein und wir müssen uns fragen: was für ein Leben wollen wir?«

Im Zuge der nun beginnenden Diskussion geht es neben vielen anderen Punkten auch konkret um Bereiche, die die Verregelung von Subsistenzpraktiken betreffen: Welche Nutzungsrechte haben die nicht-indigenen Bewohner*innen von Atrocal? Darf über die eigenen Grundstücksgrenzen hinaus oder ausschließlich innerhalb der eigenen Fläche gejagt werden? Auf welche Weise sind Fluss und

Bäche zu nutzen?

Außerdem informiert der Lehrer, in indigenen Gemeinden beständen keine privaten Grundstücke, vielmehr sei das ganze Land kollektiv.³⁷ Auch hierüber müsse man nachdenken. (Feldnotizen Atrocal 05.03.2016)

Während dieser Sitzung standen damit die internen Regelungen – und darunter auch zahlreiche Nutzungsaufgaben – explizit zur Diskussion. Dies geschah nicht im Zuge von Konflikten, wie im vorherigen Beispiel in Nova Canaã, sondern aufgrund geänderter Rahmenbedingungen durch die Neuidentifikation als indigene Gemeinde. Letztendlich konnten sich die Beteiligten an diesem Samstag auf keine grundlegend anderen Nutzungsvorschriften einigen und meines Wissens nach ist es in Atrocal auch später nicht zu einschneidenden Änderungen gekommen. Dennoch weist dieses Beispiel auf die Möglichkeit expliziter und diskursiver Verhandlung von Aufgaben im formalisierten Rahmen hin, oder anders formuliert: Auch formalisierte Rahmen wie diese Sitzung können Orte sein, in denen als informell bezeichnete Regelkomplexe verändert werden. Anzumerken bleibt, dass diese expliziten Verhandlungen eher selten vorkommen.³⁸ Zudem sind sie zwar durch formale Anforderungen an Gemeindeverbände normiert, diese Anforderungen reichen jedoch nicht an die komplexen Vorgaben heran, die das SNUC an die Prozesse im Verwaltungsgremium stellt.

Egal auf welche der drei skizzierten Arten Normen in den Gemeinden verhandelt werden, immer sind es dabei die Nutzer*innen selbst, die über die Normierungen entscheiden; externe Akteur*innen wirken höchstens als Konfliktfaktor oder auch Berater*innen, sind aber selbst keine legitimen Verhandlungspartner*innen. Weiterhin zeigt sich ein leichter Unterschied zum Nutzungsabkommen hinsichtlich legitimer Epistemologie. Wie dargestellt, fordert das SNUC für die Erarbeitung des Nutzungsabkommens eine wissenschaftliche Basis. Damit erhebt es die Epistemologie einer spezifischen, wissenschaftlichen Wissensform zur Norm. Solche Vorgaben gibt es in den Gemeinden nicht explizit, implizit aber herrschen durchaus Vorstellungen darüber, was wahr und was falsch ist, bzw. wann etwas wahr und wann es falsch ist. Wie im Verwaltungsgremium genießt auch hier wissenschaftliches Wissen besonderen epistemologischen Stellenwert. Daneben scheint vor allem die eigene Erfahrung Ursprung gültiger Aussagen zu sein. Die Schilderung des

37 Spannenderweise waren die einzigen beiden Gemeinden, die ich besuchen durfte und die tatsächlich eine solch kollektive Form der Landverteilung praktizieren, Nova Canaã und der Nachbarort Porto Rico; beide Orte sind weit davon entfernt, sich als indigen zu definieren.

38 In Nova Canaã ist der Gemeindeverband relativ neu; doch bereits zuvor waren die Bewohner*innen auf Gemeindeebene in einer Art Gemeinderat organisiert, der zwar rechtlich gesehen für den brasilianischen Staat inexistent war, lokal aber als formalisierter Verhandlungsrahmen diente.

Lehrers in der obigen Vignette über kollektive Landverteilung im Indigenen Territorium Maró aufgrund seiner langjährigen Präsenz vor Ort wird als gegeben hingenommen und muss nicht über eine wissenschaftliche Erhebung der tatsächlichen Landbesitzverhältnisse verifiziert werden. Auch der Umgang mit dem Konflikt mit Fellhändlern und Jägern in Nova Canaã setzte keine Erhebung der Reduktion von Wildbeständen voraus; die Erfahrung der Bewohner*innen reichte aus, um eine aus ihrer Sicht angemessene Regel zu formulieren. In den Gemeinden sind letztlich beide Formen des Erkenntnisgewinns legitim – in einigen Bereichen gesteht man der Wissenschaft unangefochten Wahrheitsgehalt zu, andere Praktiken wiederum stützen sich auf die alternative Epistemologie des Erlebens.³⁹

4.2.3 Die Bewohner*innen im staatlichen Recht und das Informelle im Formellen

Das in ein Dokument gegossene Nutzungsabkommen und die in Subsistenzpraktiken Ausdruck findenden normativen Ordnungen von Atrocal und Nova Canaã unterscheiden sich in erster Linie in ihrer materiellen Qualität. Der Blick auf ihre Aushandlungsprozesse weist darüber hinaus jedoch auf weitere formale Unterschiede hin: Das Nutzungsabkommen wird im Rahmen rechtlich bindender Vorgaben entwickelt, die sowohl die Diskussions-, Entscheidungs- und Ratifizierungsprozesse normieren, die Beteiligten vorgeben als auch Anforderungen an Inhalte und Epistemologien stellen. Die normativen Ordnungen auf Gemeindeebene hingegen werden auf drei unterschiedliche Weisen verhandelt – entweder in und durch alltägliche Subsistenzpraktiken, als Reaktion auf Konflikte oder diskursiv innerhalb des formalisierten Rahmens des Gemeindeverbandes. Dadurch sind die Ordnungen unterschiedlich langfristig und Veränderungsprozesse gehen unterschiedlich schnell vonstatten; der Kreis derer, die mitverhandeln ist different; die Wissenssysteme, auf die für Entscheidungen referiert wird, sind nur zum Teil deckungsgleich. Gemeinsam ist allen drei normativen Ordnungen, dass sie sowohl durch formelle als auch durch informelle Verhandlungspraktiken ausgestaltet werden; wenn auch das Verhältnis variiert.

39 Hier wird ein Zusammenhang zur Politischen Ontologie sichtbar, welche diese Epistemologie als Teil relationaler Ontologie konzeptionalisiert. In einer Welt, in der nichts unabhängig und vor den Beziehungen zueinander besteht, kann distanzierte, wissenschaftliche Methodik, die von bestehenden Entitäten ausgeht, keine adäquate Form des Erkenntnisgewinns sein. Hier braucht es vielmehr die Erfahrung im Umgang und Sein in und mit dieser Welt, um Wissen zu generieren (Escobar 2015). Wissenschaftliches Wissen hingegen ist immanenter Bestandteil moderner Ontologie und deren Existenz *vor* Beziehungen (vgl. 2.1.2). Für eine vergleichende Reflexion wissenschaftlichen und traditionellen Wissens vgl. Manuela Carneiro da Cunha (2007).

Während auf inhaltlicher Ebene alle normativen Ordnungen Unterschiede zueinander aufwiesen, liegt formal gesehen der markante Bruch zwischen den Ordnungen der Gemeinden auf der einen und dem Nutzungsabkommen auf der anderen Seite. Diese Zweiteilung von Rechtssystemen ist für eine rechtsplurale Situation durchaus charakteristisch. Zur Beschreibung nehmen rechtsanthropologische Studien häufig eine Differenzierung in *traditionelles* oder *Gewohnheitsrecht* und *staatliches* oder *positives Recht* vor (z.B. Kuppe 2009; Voell et al. 2016). Hierbei darf traditionell nicht als statisch missverstanden werden; ebenso wird klar davon ausgegangen, dass es viele Wechselwirkungen zwischen den beiden Rechtsformen gibt. Die normativen Ordnungen in Atrocal und Nova Canaã scheinen gut in die erste Kategorie zu passen, denn sie sind ungeschriebenes Recht, das auf tradierten Gewohnheiten der Subsistenz basiert, welche die Bewohner*innen alltäglich und meistens implizit verhandeln und die nicht durch eine formalisierte Instanz der Rechtsprechung vorgegeben sind. Demgegenüber stellt sich das Nutzungsabkommen als staatliches Recht dar, ist es doch Teil nationaler Politiken des Umweltschutzes und ganz klar durch nationale Gesetzgebung in Form des SNUC normiert. Für meine Analyse allerdings erscheinen diese Kategorien wenig hilfreich, da sie relevante Aspekte verschleiern. In diesem Fallbeispiel sind die Bewohner*innen der Resex für die Ausgestaltung des staatlichen Rechts von besonderer Bedeutung. Trotz aller praktischen Einschränkungen und Hürden der Partizipation und trotz der hegemonialen Beziehungen in den Verwaltungsprozessen, sind es die Bewohner*innen, die die Mehrheit der Sitze des Verwaltungsgremiums auf ihrer Seite haben. So sind sie in letzter Instanz sowohl diejenigen, die *staatliches* Recht hervorbringen, als auch diejenigen, die *Gewohnheitsrecht* hervorbringen; eine doppelte Rolle, welche die hier vorgeschlagene begriffliche Trennung nicht abbildet.

Eine konzeptionelle Alternative könnte die Differenzierung in *formelle* und *informelle* Institutionen zur Regelung von Landnutzung bieten, wie sie in der Gemeingüterforschung gebräuchlich ist. »Institutions are the humanly devised constraints that structure political, economic and social interaction. They consist of both informal constraints (sanctions, taboos, customs, traditions, and codes of conduct), and formal rules (constitutions, laws, property rights)«, schreibt der Ökonom Douglas North (1991: 97). Hier schwingt eine Zweiteilung mit, die in anderen Texten noch deutlicher wird und Gesetz und Recht als Teil formeller Regeln den Bereichen von Kultur und Tradition als informellen Beschränkungen gegenüberstellt (vgl. Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung 2012: 99f.). Damit fängt diese Begrifflichkeit den kulturellen Einfluss in staatlicher Gesetzgebung ebenso wenig auf wie die informellen Gefüge im Bereich staatlicher Rechtsprechung. Auch hat die Analyse der Aushandlungsprozesse des Nutzungsabkommens gezeigt, dass selbst in diesem höchst formalisierten Rahmen informelle Hierarchien die Paragraphen mitgeprägt haben; in den Gemeinden wiederum wurde sichtbar, dass deren vermeintliche informelle Regelungen auch innerhalb formalisierter Verhandlungsräume vereinbart

werden können. Die Einordnung der hier untersuchten normativen Ordnungen in informell versus formell schluckt diese Dimensionen.

Abgesehen von den genannten Punkten orientieren sich die Zweiteilungen ausschließlich an formalen Charakteristika von normativen Ordnungen. Um auch inhaltliche Differenzen mitzudenken, und damit Unterschiede zwischen den normativen Ordnungen von Atrocal und Nova Canaã benennen zu können, verzichte ich im Weiteren auf die Einordnung dieses Fallbeispiels in die angeführten Fachbegriffe.⁴⁰

4.3 »Meine 100 Hektar« – Interdependenzen im Rechtspluralismus

In den vorherigen Abschnitten habe ich drei normative Ordnungen zur Regulierung von Subsistenz in der Resex Tapajós-Arapiuns vergleichend in den Blick genommen. Trotz aller Unterschiedlichkeit in Inhalt und Form wurde sichtbar, dass sich die Ordnungen in vielen Bereichen überschneiden und ähneln. Beispielsweise verbieten alle drei Regelkomplexe den Verkauf von Wild sowie Produkten aus Sammelwirtschaft, stattdessen ist die Nutzung den Bewohner*innen des Schutzgebietes vorbehalten. Solche Überschneidungen weisen auf die Interdependenzen von normativen Ordnungen hin, wie sie in rechtspluralen Gefügen üblich sind. Normative Ordnungen sind in diesem Sinne

nur halb-autonom: Sie sind in der Lage, ihr eigenes Recht zu produzieren, hierbei aber nicht völlig unabhängig und losgelöst von den anderen Ordnungen. Sie existieren mit anderen Worten nicht separat nebeneinander, sondern sind miteinander verzahnt, beeinflussen und konstituieren sich wechselseitig. (Schneider 2016: 32)⁴¹

Am Beispiel der Regelung zu 100 Hektar Landbesitz wird diese wechselseitige Beeinflussung besonders deutlich. In Atrocal und im Nutzungsabkommen sind 100 Hektar die zentrale Größe für privates Landrecht; hier hat jede Familie Anrecht auf ein Grundstück mit maximal dieser Größe. In Nova Canaã wiederum verzichten die Bewohner*innen auf dieses Anrecht, die Möglichkeit der Parzellierung war zwar in der Vergangenheit auch dort ein Thema, wurde aber nie eingeführt (vgl. 4.1.3). Ausgehend von meinen ethnographischen Daten, Dokumenten der Landreformbehörde INCRA sowie brasilianischem Bodenrecht komme ich zu dem Schluss, dass die Größenordnung der 100 Hektar ihren Ursprung in Politiken der Landreform

40 Für eine Diskussion verschiedener Fachbegriffe und deren Implikationen siehe Sally Merry (1988: 875ff.).

41 Siehe Sally Moore (1973) und Sally Merry (1988: 879ff.) zum Begriff der Semi-Autonomie sowie den Wechselwirkungen innerhalb rechtspluraler Gefüge.

hat und im Zuge der Landregulierungen in den 1970/80er Jahren an den Unteren Tapajós gelangte (4.3.1). Damit fand die Flächengröße auch Eingang in die Realität der Gemeinden der heutigen Resex Tapajós-Arapiuns und schrieb sich in lokale normative Ordnungen ein. Von dort aus wurde sie 1999 in das erste Nutzungsabkommen des Schutzgebietes übertragen und taucht auch in der heutigen Fassung wieder auf (4.3.2). Damit stehen 100 Hektar beispielhaft für die Verzahnung normativer Ordnungen im Rechtspluralismus. Darüber hinaus weisen sie auf die Möglichkeiten der Einflussnahme lokaler Bevölkerung ebenso hin wie auf die mögliche semantische Divergenz vermeintlich gleicher Regeln (4.3.3).

4.3.1 100 Hektar im Kontext der brasilianischen Landreform

1970 rief die brasilianische Militärregierung unter Präsident Emílio Médici das Institut für Kolonisierung und Landreform INCRA ins Leben.⁴² Aufgabe der föderalen Behörde war in erster Linie die Durchführung einer Landreform. Dabei handelte es sich nicht um eine demokratische Umverteilung von Land in dem Sinne, wie sie die Landarbeiter*innengewerkschaft STTR oder die Bewegung der Landlosen (Movimento dos Sem Terra, MST) forderte, vielmehr stand vor allem die Besiedelung Amazoniens, unter anderem durch die Schaffung von Landreformsiedlungen, im Zentrum (Graziano 2005: 60; Penna/Rosa 2015: 60). Fortan war INCRA auch für die Katastrierung von Liegenschaften und Regularisierung von Landrechten, sowie für die Verwaltung öffentlichen, föderalen Bodens zuständig.⁴³ Dies umfasst nicht zuletzt die Ausweisung von Flächen für spezifische Nutzungsformen wie Landwirtschaft, Besiedelung oder Naturschutz. Heute besteht INCRA aus etwa 30 Regionalbüros, die vor Ort die Arbeit durchführen. Eine davon hat ihren Sitz in Santarém.

Zwischen 1978 und 1984 demarkierte dieses Regionalbüro des INCRA auf dem Gebiet der heutigen Resex Tapajós-Arapiuns drei Bereiche: Gleba Tapajós, Gleba Arapiuns und Gleba Igarapé-Açú. Unter *Gleba* ist im juristischen Sinne ein Stück Land zu verstehen, dessen landrechtliche Situation bisher nicht staatlich erfasst ist. Die Demarkierung einer *Gleba* ist der erste administrative Schritt, um innerhalb dieses Gebietes Landregulierungen durchführen zu können. Die einzelnen

42 INCRA (Instituto Nacional de Colonização e Reforma Agrária) ersetzte fortan das Brasilianische Institut für die Landreform (Instituto Brasileiro de Reforma Agrária, IBRA) und das Nationale Institut für landwirtschaftliche Entwicklung (Instituto Nacional de Desenvolvimento Agrário, INDA) und integrierte beide Zuständigkeitsbereiche unter einem Dach.

43 Dabei handelt es sich um Flächen, die nicht in der Hand der Bundesstaaten sind; beispielsweise Zonen entlang von Bundesstraßen oder innerhalb föderaler Schutzgebiete. Für die Verwaltung der bundesstaatlichen Flächen hingegen sind bundesstaatliche Instanzen zuständig, im Fall von Pará ist dies das Bodeninstitut aus Pará (Instituto de Terras do Estado do Pará, Iterpa). Die Zuteilung von Land an Bundes- oder Nationalstaat hat sich historisch mehrfach deutlich verschoben (Torres 2012: 141ff.; Treccani 2007).

Schritte zur Regulierung sind seit 1976 gesetzlich ausdifferenziert (Presidente da República 07.12.1976): Hat INCRA eine *Gleba* demarkiert, werden dort bestehende Landbesitzverhältnisse aufgeschlüsselt und alle Bewohner*innen in einem öffentlichen Aufruf dazu aufgefordert, sich innerhalb eines Zeitraums von 60 Tagen zur Angabe ihrer Grundstücke im entsprechenden Regionalbüro einzufinden. Personen mit rechtsgültigem Landtitel erhalten nach einer Prüfung ihrer Dokumente ein Zertifikat, mit dem sie ihr Grundstück im Grundbuch katastrieren lassen und sich so einen Eigentumstitel sichern können.⁴⁴ Für Nutzer*innen ohne gültigen Landtitel sieht das Gesetz die Möglichkeit vor, Besitzrechte eintragen zu lassen. Hierzu müssen Nutzer*innen vorweisen, dass sie diejenigen sind, die die entsprechende Fläche urbar gemacht haben, dass sie diese effektiv nutzen und dass sie über kein weiteres Landeigentum verfügen. Alle Antragsteller*innen auf Besitzrechte nimmt INCRA in ein Verzeichnis auf, in dem neben Nationalität, Familienstand und Beruf auch die Größe und Lage der genutzten Fläche registriert sind. Für jeden Eintrag wird ein einzelnes Verfahren in Gang gesetzt an dessen Ende gegebenenfalls eine Bescheinigung zur Anerkennung der Besitzrechte (*Título de Posse*) steht. Wer anschließend über einen längeren Zeitraum eine monatliche Gebühr an INCRA entrichtet, erhält Anspruch auf das Eigentum am entsprechenden Grundstück und bekommt schließlich einen Eigentumstitel ausgestellt (Interview, INCRA Santarém 06.07.2016; Torres 2012: 358ff.). Für das hier betrachtete Beispiel der 100 Hektar ist Artikel 29 des Gesetzes von besonderer Bedeutung: dieser beschränkt die Fläche, für die Nutzer*innen Besitzrechte beantragen konnten, auf maximal 100 Hektar – hier lag in den 1970er Jahren die Obergrenze für *kleine Anwesen*, größere private Flächen galten als *Großgrundbesitz* und waren anders zu beantragen und zu besteuern.⁴⁵

Sämtliche Schritte dieser Landregulierung – von der Demarkierung der *Gleba* bis hin zur Aufnahme bestehender Landtitel und zur Beantragung von Besitzrechten – werden dokumentiert und archiviert. Dementsprechend sind auch die Prozesse der Demarkierungen der *Glebas* auf dem Gebiet der heutigen Resex Tapajós-Arapiuns bis heute in den Archiven des INCRA in Santarém einsehbar. Die Dokumente zeigen, dass in der Region 1978 bereits private Liegenschaften bestanden, wenn auch sehr wenige und insbesondere entlang des Rio Tapajós. Für Nova Canaã und Atrocal sind keine Eigentumstitel verzeichnet. Allerdings folgten viele Anwohner*innen dem öffentlichen Aufruf und nahmen ihr Recht in Anspruch, über das oben skizzierte Verfahren Besitzrechte für ihre Nutzflächen zu beantragen. So

44 In diesem Kontext staatlicher Rechtsprechung ist die oben nur bedingt hilfreiche Unterscheidung von »Besitz« und »Eigentum« wieder relevantes Merkmal zur Differenzierung zweier Besitzbeziehungen (vgl. 4.1.3).

45 Heute haben sich diese Flächenmaße deutlich nach oben verschoben (Torres 2012: 343ff.).

verzeichnet das Archiv eine Reihe von Anträgen ebenso wie die anschließend ausgestellten Besitztitel. Hier sind Antragsteller*innen, Flächengrößen und auch die benachbarten Landparzellen aufgeführt (INCRA 15.05.1978, 16.05.1978, 25.03.1980, 30.01.1984).

4.3.2 100 Hektar in den Regelkomplexen

Atrocal

Als 1978 die Gleba Arapiuns demarkiert wurde, gab es die Gemeinde Atrocal noch nicht. Dennoch waren die drei Seen, die heute zum Gemeindegebiet gehören – Surumunã, Atrocal und Mucureru – bereits besiedelt und ein großer Teil des Ufergebietes diente den damaligen Anwohner*innen als Nutzflächen. Nachdem viele von ihnen ihre Besitztitel von INCRA erhalten hatten, begannen sie in der Hoffnung auf einen Eigentumstitel, regelmäßige Zahlungen an die Behörde zu entrichten. Seu Nazareno erinnert sich:

»Beim INCRA, da mussten wir unsere Landrechte bezahlen, die Dokumente abholen und dann alles auf dieser Bank bezahlen, solange, bis wir – wie hieß das noch? – bis wir den endgültigen Eigentumstitel erhielten und als Eigentümer des Landes galten.«

»Er hat dieses Papier für dieses Land hier damals noch abgeholt«, erklärt mir sein Sohn und der alte Herr bestätigt mit einem Nicken: »Keine Ahnung, wo es ist, aber das gibt es!« (Seu Nazareno, Atrocal 28.02.2016)

Wie Seu Nazareno berichten viele Bewohner*innen von Atrocal, dass sie damals ein Verfahren zur Regularisierung ihres Bodenbesitzes angestoßen haben, ihre Nutzungsrechte sichern ließen und anschließend Gebühren an INCRA zum Erhalt eines Eigentumstitels entrichteten. Ein weiterer Bewohner erzählt von seinen Großeltern, die Mitte des 20. Jahrhunderts an den See von Mucureru zogen und hier ungenutztes Land bearbeiteten. »Später hat INCRA mit der Demarkierung von Landparzellen begonnen«, berichtet er, »und alle wollten ihr eigenes Grundstück.« Seine Mutter stellte damals den entsprechenden Antrag beim INCRA. Sie hat dann die Gebühren bezahlt, bevor sie jedoch den endgültigen Eigentumstitel erhielt – also bevor sich ihre Besitz- in Eigentumsrechte an Boden transformierten – wurde die Resex Tapajós-Arapiuns gegründet (Feldnotizen Atrocal 02.03.2016). Damit verfielen die Anträge, denn innerhalb einer Resex besteht kein Anrecht auf privates Landeigentum. So ging es den meisten meiner Gesprächspartner*innen in der heutigen Gemeinde Atrocal. Die Archive des INCRA und die dort aufgeführten Prozesse zur Ausstellung von Besitz- und Eigentumstiteln bestätigen diese Berichte (INCRA 15.05.1978: *Relação de Ocupantes*).

Doch obwohl in der Resex Tapajós-Arapiuns die Besitztitel ihre Gültigkeit verloren hatten, blieben 100 Hektar als Maximalgröße für individuelle Landstücke in

Atrocal gültig und sind bis heute im lokalen Regelkomplex eingeschrieben (vgl. 4.1.3). Ich gehe davon aus, dass die Zahl der 100 *Hektar* nicht schon immer in der lokalen Realität eine Rolle gespielt hat, sondern in dem Moment nach Atrocal gelangte, als Bewohner*innen begannen, Besitzt看itel beim INCRA zu beantragen. Diese Vermutung speist sich aus folgender Beobachtung: Wie beschrieben dokumentiert das Archiv des INCRA die Anträge der Bewohner*innen auf einen Besitzt看itel. In jedem dieser Anträge ist auch die Größe der Nutzfläche verzeichnet. Die Antragsteller*innen aus dem heutigen Atrocal haben dort Flächen zwischen 0,5 und 5 Hektar angegeben. Knapp der Hälfte der Anträge hat INCRA stattgegeben und die entsprechenden Personen erhielten nach vollendetem Verfahren einen Besitzt看itel.⁴⁶ Auch diese sind Teil der Akten. Ein Vergleich der Dokumente zum Antrag auf Landbesitz und dem letztendlich ausgestellten Besitzt看itel zeigt, dass sich die Flächengrößen in diesem Prozess deutlich verändert haben: aus den ursprünglich beantragten 0,5 bis 5 Hektar sind in den Besitztiteln deutlich größere Flächen geworden; viele sind gar 100 Hektar groß. Odenira Silva und Vademar Vignote beispielsweise hatten 5 Hektar Land am See von Surumunā in Atrocal beantragt und erhielten einen Besitzt看itel über 100 Hektar, ebenso wie José Castro aus Mucureru, der für seine 2,5 beantragten Hektar, ganze 100 erhielt. Anna Castro verfügte nach einem Antrag auf 1 Hektar letztendlich über 50 Hektar. Zur Zeit der Antragstellung scheint 100 Hektar demnach keine relevante Flächengröße für die Bewohner*innen gewesen zu sein, kein einziger Antrag in den Archiven ist auf dieses Flächenmaß ausgestellt. Im Gegenteil sind die Angaben mit maximal 5 Hektar hiervon weit entfernt. Erst als die Titel ausgestellt wurden, tauchte diese Größe auf (INCRA 15.05.1978: *Relação de Ocupantes, Títulos de Posse*). Ich gehe daher davon aus, dass die 100 *Hektar* in Atrocal erst mit der Demarkierung und Landregulierung von 1978 und damit einhergehend der Möglichkeit eines Antrags auf ein Grundstück dieser Fläche bedeutsam wurden.

Und so sprechen Gesprächspartner*innen bis heute häufig von »meinen 100 Hektar«, wenn sie sich auf ihre eigenen Landstücke beziehen. Dass es sich hierbei tatsächlich um eine konkrete Flächengröße handelt, bezweifle ich jedoch stark; vielmehr interpretiere ich 100 *Hektar* als Synonym für (das Recht auf) privates Land. Diese Vermutung mache ich an zwei Aspekten fest. Erstens war eine solche punktuelle Vergrößerung der Nutzflächen in den 1970er Jahren geographisch nicht möglich. Nach der Ausstellung eines Besitztittels verfügten Bewohner*innen über Grundstücke, welche die 10 bis 50-fache Ausdehnung im Vergleich zur beantragten Fläche maßen. Dadurch hätten sich die Lage der Grundstücke wie auch die Nachbarschaften sehr markant verschieben müssen. Dies ist jedoch nicht der Fall – die in den 70er Jahren angegebenen Nachbargrundstücke sind bis heute

46 Zu den restlichen Verfahren finden sich in den Akten keine Informationen. Ich gehe davon aus, dass sie nicht bis zur Ausstellung eines Besitztittels fortgeführt wurden.

weitgehend identisch und die geographische Lage der Grundstücke ist trotz ihrer plötzlichen Vergrößerung unverändert.⁴⁷ Ich gehe daher davon aus, dass sich die Flächengröße vor allem auf dem Papier der Besitztitel verändert hat, dies jedoch keine oder kaum Auswirkung auf die tatsächliche Größe der Nutzflächen in Atrocals hatte. Zweitens lässt mich der lokale Umgang mit Maßeinheiten daran zweifeln, dass mit 100 *Hektar* ein Flächenmaß gemeint ist. Zwar geben die Bewohner*innen die Größe ihrer Landparzellen gern in Länge und Breite an, doch orientieren sich Grundstücksgrenzen in der Praxis oft an geographischen Merkmalen, beispielsweise Fluss- oder Bachläufen. Sie können demnach kaum als rechteckige Formen verstanden werden, was der Angabe in Länge und Breite zuwiderläuft. Auch dass lokal nicht in Hektar, sondern in *Tarefa* gemessen wird, weist darauf hin, dass aus emischer Sicht für den Begriff der 100 *Hektar* die tatsächliche Flächengröße nebensächlich ist.

Zusammengefasst gelangte also über die Demarkierung der Gleba Arapiuns 1978 und den damit einhergehenden Landregulierungen die Größe der 100 Hektar in die lokale normative Ordnung Atrocals, wo sie bis heute relevant ist – allerdings weniger als Flächenmaß, denn vielmehr als Synonym für individuelle Nutzflächen.

Nova Canaã

In Nova Canaã hingegen haben sich 100 *Hektar* nicht durchgesetzt. Die Gemeinde selbst gab es zur Zeit der Landregulierungen noch nicht, die heutigen Bewohner*innen, bzw. deren Elterngeneration siedelten aber bereits am gleichen Ort, den sie damals Pataua nannten. Die Archivdokumente zur Gleba Igarapé-Açú, in deren Bereich sich Pataua befand, verzeichnen lediglich zwei Anträge.⁴⁸ Einer der beiden Antragsteller⁴⁹ erinnert sich:

Da kam ein Herr des INCRA, ne. Wenn ich mich nicht irre war sein Name Palliano. Er kam um unser Land zu dokumentieren. Also haben damals viele Leute gesagt: »Schau mal, ich will dieses Land hier für mich.« Und er nannte dieses Maß: 100 Hektar Land. Das waren 100 Hektar für jeden Bewohner. Um den eigenen Bereich zu haben, ne?! »Ihr beantragt das hier und danach bekommt ihr den endgültigen Titel und schon seid ihr der Besitzer des Landes« [sagte der Herr vom INCRA]. (Pedro, Nova Canaã 27.07.2016)

47 Besonders eindrücklich ist dies an den schmalen Landzungen, auf denen sich die Mehrzahl der beantragten Parzellen befindet. Diese lassen eine solch immenses Wachstum schlichtweg nicht zu. Hier hätten die Nutzer*innen sehr viel stärker ins Landesinnere ausweichen müssen.

48 Aufgrund der geographischen Lage von Nova Canaã und der großen Entfernung nach Santarém könnte dies auch an fehlendem Zugang zu Informationen gelegen haben. Da jedoch aus der Nachbargemeinde Porto Rico zahlreiche Anträge im Archiv zu finden sind, halte ich diese Erklärung nicht für schlüssig.

49 Der zweite Antragsteller ist vor vielen Jahren weggezogen und mittlerweile verstorben.

Anders als in Atrocal traf hier die Möglichkeit der 100 *Hektar* auf ein landrechtliches System, das ohne langfristige individuelle Parzellen auskam (vgl. 4.1.3). Auf meine Frage hin, ob damals auch Personen gegen diese Demarkierung von Grundstücken waren, berichtet Pedro daher:

Die gab es. [Sie sagten:] »Wir wollen nichts kaufen, das Land gehört uns! Gott hat diese Erde geschaffen, damit wir sie bearbeiten, die Erde gehört uns. Wer sollte uns hier wegschicken? Ihr begeht eine Dummheit, dass ihr euch Grundstücke machen wollt!« (Pedro, Nova Canaã 27.07.2016)

Letztendlich war es die Mehrheit in Nova Canaã, die sich gegen dieses neue Modell des Landbesitzes aussprach. Als INCRA das damals »erfunden hat«, erinnert sich ein weiterer Anwohner, da habe Pedro auch ein Stück Land für sich demarkieren wollen. Die anderen wollten das damals aber nicht und hätten sich dagegen entschieden: Jeder lege einfach sein Feld an und wenn es brachliegt und Sekundärwald darauf wächst, darf es eben jemand anderes nutzen (Feldnotizen Nova Canaã 05.05.2016). Auch sein Bruder erklärt, dass eine solche Einhegung von Flächen sie nur in Jagd, Anbau und Holzgewinnung einschränken würde. Besser sei es, wenn alles allen gehöre. Als schließlich 1998 mit der Gründung der Resex die Ansprüche auf Landtitel verfielen, setzte sich das alte System endgültig wieder durch. So gibt es bis heute in der kleinen Gemeinde keine privaten Landstücke. Nur Pedro spricht immer noch von seinen 100 *Hektar*, fährt der Bruder fort. Der sei aber sowieso immer etwas außen vor. Wenn er neben dem Haus von Pedro jagen geht, frage er deshalb immer zuerst um Erlaubnis. Pedro sage dann immer: »Klar!« (Feldnotizen Nova Canaã 02.08.2016).

Während demnach in Atrocal 100 *Hektar* als Synonym für private Landstücke Eingang in die lokale normative Ordnung hielten, wurden sie in Nova Canaã nicht in den lokalen Regelkomplex integriert. Hier behielt man das alte System ohne individuellen Landbesitz bei.

Nutzungsabkommen

Im November 1998 wurde das Gebiet der drei *Glebas* – Gleba Tapajós, Gleba Arapiuns und Gleba Igarapé-Açú – in das Schutzgebiet Resex Tapajós-Arapiuns umgewandelt. Damit änderten sich die landrechtlichen Bedingungen fundamental. Die Zuständigkeit der Verwaltung ging von INCRA an das Umweltbundesamt IBAMA über. Dieses erfasste erneut die bestehenden Landbesitzverhältnisse zum aktuellen Zeitpunkt. Die wenigen Besitztitel verfielen, Grundeigentümer*innen mit gültigen Landtiteln wurden gegen Entschädigung enteignet. Das gesamte Gebiet war nun in öffentlicher Hand und Nutzungsrechte wurden über eine Konzession dem Kollektiv der Bewohner*innen übertragen (ICMBio 2014b: 8ff.). In Nova Canaã und Atrocal verfügte laut Archiv niemand über Eigentumstitel an Boden, so gesehen änderte sich für die Bewohner*innen nicht viel. Spürbar war in Atrocal allerdings,

dass die Gebühren an INCRA wegfielen und Besitztitel ihre Gültigkeit verloren, wie die oben zitierten Personen erwähnen.

1999, im Jahr nach der Gründung des Schutzgebietes, formulierten Bewohner*innen und Zivilgesellschaft das erste Nutzungsabkommen. Hier tauchen die 100 Hektar explizit auf: »Jede Familie darf eine oder mehrere Landparzellen nutzen, solange die Gesamtfläche 100 Hektar nicht überschreitet«, definiert Paragraph 9 des Abkommens (Oliveira 2012: 53). In den Überarbeitungen des Dokumentes in den Folgejahren änderten sich lediglich Nummerierung und Wortlaut; heute stellt diese Regel die erste der 51 Paragraphen des aktuellen Abkommens dar (ICMBio 2014a: § 1).

Ein Vergleich mit Nutzungsabkommen anderer brasilianischer Resex zeigt, dass es sich bei dieser Regel tatsächlich um eine lokalspezifische Auflage in der Resex Tapajós-Arapiuns handelt und nicht um eine allgemeine Auflage brasilianischer Resex. Die Resex do Lago Cuniã (Rondônia) beispielsweise definiert in ihrem Abkommen eine Maximalgröße von sechs Hektar pro Landstück (ICMBio 2013b: § 11). In der Resex do Rio Ouro Preto (ebenfalls in Rondônia) wird auf eine Flächenangabe verzichtet, relevant sind hier die Anzahl von Kautschukbäumen und Pfaden pro Familie:

Jede Familie praktiziert Sammelwirtschaft und Landwirtschaft und Zucht in der eigenen *Colocação*⁵⁰, wobei jede Familie nur eine *Colocação* besitzen darf und traditionell anerkannte Grenzen der Gemeinde respektiert werden müssen. Gemäß der Tradition extraktiver Praktiken des Schutzgebietes umfasst eine *Colocação* bis zu fünf Wegen mit Kautschukbäumen und 200 Kautschukbäume pro Weg. (ICMBio 2013a: § 4)

Diese Nutzungsabkommen geben andere Flächengrößen vor oder arbeiten mit alternativen landrechtlichen Konzepten, die ein Grundstück nicht als begrenzte Bodenfläche, sondern als begrenzte Anzahl von Wegen mit bestimmtem Baumbestand definieren. Vor diesem Hintergrund scheinen die 100 Hektar im Nutzungsabkommen der Resex Tapajós-Arapiuns durchaus ein spezifisches Merkmal dieser Resex zu sein und es liegt nahe, dass es damals die Bewohner*innen waren, die diese Zahl aus den lokalen normativen Ordnungen in das Nutzungsabkommen übertrugen.

50 Der Begriff *Colocação* kann mit Aufstellung, Platzierung, Anordnung oder Niederlegung übersetzt werden. Keine dieser möglichen Übersetzungen kommt der Bedeutung in diesem Kontext nahe. Gemeint sind wohl in weitestem Sinne die Nutzflächen der Haushalte.

4.3.3 Zur Verzahnung normativer Ordnungen

Durch die Demarkierung der Glebas Tapajós, Arapiuns und Igarapé-Açú als Teil der Landreform gelangte die Flächengröße der *100 Hektar* für Privatgrundstücke in die lokale Lebensrealität am Unteren Tapajós. Die Bewohner*innen von Atrocal übernahmen diese Größe und integrierten sie als Synonym für individuellen Landbesitz in die lokale normative Ordnung, in Nova Canaã hingegen entschied man sich dagegen. Von den Gemeinden aus gelangten die *100 Hektar* in den ersten Paragraphen des Nutzungsabkommens der Resex Tapajós-Arapiuns. Dieses Beispiel zeigt Überschneidungen und Wechselwirkungen von normativen Ordnungen auf, die charakteristisch für rechtsplurale Verhältnisse sind (Schneider 2016: 32). Es wird sichtbar, dass und wie sich Regeln beeinflussen und von einer in die andere Ordnung übergehen können, dass dieser Übergang aber auch verweigert werden kann. Viele der inhaltlichen Überschneidungen der Auflagen von Atrocal, Nova Canaã und dem Nutzungsabkommen, die ich in Kapitel 4.1 herausgestellt habe, führe ich auf solche Prozesse der Beeinflussung zurück. Nicht immer sind es dabei die Bewohner*innen, die ihre Regeln in das Nutzungsabkommen integrieren. In anderen Fällen wie zum Beispiel dem Verbot der Jagd bestimmter Spezies schlägt sich deutlich brasilianisches Umweltrecht nieder, welches über das Nutzungsabkommen in die Ordnungen der Gemeinden gelangte.

Damit verweist dieses Beispiel auf zwei weitere Zusammenhänge, die ich abschließend benennen möchte: erstens im Hinblick auf Machtverhältnisse zwischen den normativen Ordnungen, zweitens im Hinblick auf Mehrdeutigkeiten von Regeln, die zunächst die gleichen zu sein scheinen. Die Machtverhältnisse zwischen den normativen Ordnungen wirken meines Erachtens allgemein zugunsten des Nutzungsabkommens. Allein die rechtliche Reichweite des Dokumentes, das juristisch mehr Legitimation besitzt als die Ordnungen auf Gemeindeebene und diese im Konfliktfall überstimmt, lässt darauf schließen, dass es stärkere Durchsetzungsmöglichkeiten genießt. Und dennoch ist es wichtig zu betonen, dass innerhalb dieses hierarchischen Gefüges die normativen Ordnungen der Gemeinden und deren Akteur*innen gewisse Handlungsspielräume und Einflussmöglichkeiten besitzen. Hierfür sind die *100 Hektar* ein Beispiel. Die Bewohner*innen der beiden Gemeinden hatten in diesem Fall Handlungsmacht und haben die *100 Hektar* in ihre Logik aufgenommen (Atrocal), bzw. die Integration dieser neuen Regeln in ihren Regelkanon unterbunden (Nova Canaã). Außerdem ist das Flächenmaß 1999 durch die Bewohner*innen und nicht aufgrund staatlicher Vorgaben in das Nutzungsabkommen gelangt. So besitzt das Nutzungsabkommen zwar mehr Einflussmöglichkeiten; es jedoch prinzipiell als dominant zu begreifen, untergräbt die Komplexität der Wechselwirkungen in diesem Rechtspluralismus.

Des Weiteren weist das Beispiel auf die mögliche Mehrdeutigkeit von Regeln hin. Zwar scheint es in Atrocal und dem Nutzungsabkommen das Recht auf in-

dividuelle Landparzellen von 100 Hektar Größe zu geben. Die Bedeutung dieser Regel ist jedoch sehr unterschiedlich. Im Nutzungsabkommen sind *100 Hektar* die Fläche von einem Quadratkilometer, in Atrocal hingegen die Bezeichnung für eine individuelle Nutzfläche. Und auch die Rechte, die daran gebunden sind, sind andere, wie ich in Kapitel 4.1.3 herausgestellt habe: das Recht auf *100 Hektar* impliziert im Nutzungsabkommen das exklusive Nutzungsrecht über alle dort vorhandenen natürlichen Ressourcen, in Atrocal hingegen zieht der Besitz von *100 Hektar* nicht die exklusive Nutzung nach sich; vielmehr sind diese *100 Hektar* zwar individuelles Land, für Jagd und Sammelwirtschaft stehen sie jedoch allen Bewohner*innen offen.

4.4 Fazit – Der neue Rechtspluralismus

In der Resex Tapajós-Arapiuns haben 1999 Bewohner*innen mit Unterstützung einiger NRO aus Santarém erstmals ein Nutzungsabkommen formuliert, in dem Auflagen zur Subsistenz festgeschrieben sind. Dieses wurde im Laufe der folgenden Jahre mehrfach überarbeitet und schließlich 2014 offiziell durch die Zuständigen in der Naturschutzbehörde ICMBio in Kraft gesetzt. Ein Hauptanliegen meiner Untersuchung besteht darin, zu verstehen, welche Implikationen dieses Nutzungsabkommen für die lokalen Realitäten und dortige Normierung von Subsistenzpraktiken nach sich zieht. Daher habe ich mich in diesem Kapitel vergleichend mit drei normativen Ordnungen im Bereich der Subsistenz auseinandergesetzt – dem Nutzungsabkommen, den Regelkomplexen der Gemeinde Atrocal und denen der Gemeinde Nova Canaã. Hierbei zeigte sich, dass das Nutzungsabkommen die lokalen Normen nicht verdrängt hat. Vielmehr ist ein Rechtspluralismus entstanden, in dem Regelkomplexe nebeneinander und in Wechselwirkung miteinander koexistieren. Dieser besteht auf Gemeindeebene zwischen der jeweiligen vor Ort tradierten, normativen Ordnung und dem schriftlichen Nutzungsabkommen.

Die Regelkomplexe unterscheiden sich zunächst hinsichtlich inhaltlicher wie formaler Aspekte. Inhaltliche Differenzen ergeben sich beispielsweise in Besitzkonzeptionen und Landverteilung – Nova Canaã kommt ohne privates Landrecht aus und hebt sich damit deutlich vom Nutzungsabkommen und der Situation in Atrocal ab – oder in Regelungen bezüglich konkreter Techniken von Jagd und Fischfang. Unterschiede sind zwischen allen drei normativen Ordnungen vorhanden; auch die Handhabung in Atrocal weicht in einigen Punkten sehr deutlich von der in Nova Canaã ab. Insofern kann die Darstellung des Rechtspluralismus sich nicht auf die Entgegensetzung vom Nutzungsabkommen als juristischer Normierung und den Regelkomplexen der Gemeinden als lokal tradierten Normen beschränken, sondern muss letztere in ihrer spezifischen Differenziertheit betrachten. Formal gesehen unterscheiden sich die Regelkomplexe insbesondere

durch ihre Art der Materialisierung und ihre Aushandlungsprozesse. Während das Nutzungsabkommen schriftlich festgehalten ist und punktuell in hoch formalisierten Abstimmungsprozessen entwickelt wird, sind die Normen in Atrocal und Nova Canaã nicht kodifiziert und Aushandlungsprozesse sind diverser: Regeln können sowohl in den formalisierten Sitzungen der Gemeindeverbände formuliert werden als auch durch alltägliche (Re-)Produktion von Subsistenzpraktiken. Hieraus ergeben sich eine Reihe weiterer Divergenzen zum Beispiel im Hinblick auf epistemologische Grundlagen der Normierung oder denjenigen, die an Aushandlungsprozessen beteiligt sind. Damit liegt hier, anders als in inhaltlicher Hinsicht, ein markanter Bruch zwischen dem Nutzungsabkommen auf der einen und den Regelkomplexen der Gemeinden auf der anderen Seite. Vor diesem Hintergrund läge eine konzeptionelle Trennung in Fachtermini wie staatliches Recht/formelle Institutionen (Nutzungsabkommen) versus Gewohnheitsrecht/informelle Institutionen (Regelkomplexe der Gemeinden) nahe. Allerdings würden hierdurch die lokalspezifischen, inhaltlichen Unterschiede zwischen Atrocal und Nova Canaã verwischt, weshalb ich in diesem Text von den Begriffen Abstand nehme.

In meiner Auseinandersetzung mit dem Rechtspluralismus lassen außerdem einige Stellen vermuten, dass hier ontologische Dimensionen von Belang sein könnten. Beispielsweise gilt es in Atrocal und Nova Canaã im Zweifelsfall mit Curupira und Boto punktuell über Nutzungsrechte zu verhandeln; im Nutzungsabkommen hingegen sind sie keine existenten Verhandlungspartner*innen. Die Relevanz einer Beziehung der Urheberschaft, die in Nova Canaã die Grundlage für Besitzrechte an Land darstellt und auch in Atrocal Teilbereiche von Subsistenz normiert, erinnert an die von der Politischen Ontologie beschriebene relationale Seinsordnung; die Konzeption von Land als natürlicher Ressource und damit potentiellem Besitzobjekt für menschliche Besitzer*innen wiederum scheint das Nutzungsabkommen in den Kontext der modernen Seinsordnung zu stellen (vgl. 2.1.2). In diesem Sinne sind die drei Regelkomplexe eventuell nicht nur unterschiedliche Formen der Handhabung von Extraktivismus – sie bringen darüber hinaus Unterschiede im Hinblick auf Seinsordnungen zum Ausdruck, also hinsichtlich darauf, was existiert und welche Rolle dies im Kontext von Nutzung spielt. Diesen Gedanken nehme ich in Kapitel 5 wieder auf und setze mich dort auf Basis einzelner Regeln eingehender mit ontologischen Dimension im Rechtspluralismus auseinander.⁵¹

Abgesehen von diesen inhaltlichen, formalen und ontologischen Differenzen ergeben sich zwischen den drei normativen Ordnungen auch große Bereiche der

51 Während hier vor allem ontologische Brüche zwischen den drei Regelkomplexen ins Auge stechen, werden in Kap. 5 darüber hinaus auch Unterschiede innerhalb der Regelkomplexe sichtbar und einzelne Regeln derselben normativen Ordnungen weisen ontologische Differenzen auf.

Überschneidung. Dies ist nicht erstaunlich, da unterschiedliche Regelsysteme in rechtspluralen Kontexten nicht isoliert, sondern immer in Wechselwirkung miteinander bestehen (vgl. Merry 1988: 879). Als Beispiel für solche Dynamiken bin ich der Geschichte der 100 Hektar gefolgt, die als Größenordnung für private Landflächen von Familien fungiert. Archive der Landreformbehörde INCRA, Erinnerungen meiner Gesprächspartner*innen und heutige Landbesitzverhältnisse weisen darauf hin, dass diese Größenordnung im Kontext von Landregulierungen in den 1970er Jahren in der Region des Unteren Tapajós relevant wurde, ihren Eingang in lokale Ordnungen einiger Gemeinden fand und von dort 1999 in die Auflagen des ersten Nutzungsabkommens übertragen wurde. Dieses Beispiel weist auf die Handlungsmacht und Einflussmöglichkeiten lokaler Ordnungen hin, selbst in Kontexten, in denen die schriftliche Ordnung durch ihre Einbettung in das Rechtssystem mehr Durchsetzungsmacht genießt.

Zum Rechtspluralismus in der Praxis

In der Praxis ist der Pluralismus normativer Ordnungen in der Resex Tapajós-Arapiuns weitgehend unsichtbar und irrelevant; fällt er jedoch auf, so führt er zu zwei sehr unterschiedlichen Formen der Handhabung, wie ich im Folgenden anhand von Beispielen kurz beleuchte.

In den Sitzungen des Verwaltungsgremiums wird der Rechtspluralismus als solcher nicht benannt. Im Nutzungsabkommen verweist immerhin ein Nebensatz darauf, dass Bewohner*innen auch »interne Abkommen« treffen können (ICMBio 2014a: § 1); abgesehen davon, wird das Thema im Dokument nicht weiter vertieft. Im Alltagsleben der Gemeinden scheinen zumeist die lokalen Normen die relevanten zu sein und deren Bruch provoziert Konflikte. Das Nutzungsabkommen spielt indes selten eine Rolle. So fallen Unterschiede zwischen den Regelkomplexen selten auf, der Pluralismus an Ordnungen zeigte vielfach keine Auswirkungen. Da Kontrollen durch die Umweltbehörde aufgrund logistischer Probleme und der geographischen Größe und abgeschiedenen Lage des Schutzgebietes selten durchgeführt werden, gibt es meistens keine Instanz, welche die Einhaltung des Nutzungsabkommens einfordert und eventuelle Unterschiede zwischen Nutzungsabkommen und lokaler Norm markieren würde.

Anders stellt sich die Situation im Kontext einiger Nutzungskonflikte dar, die offen ausgetragen werden und in denen die Pluralität der Regelkomplexe sichtbar zu Tage tritt. Während meiner Forschungsaufenthalte waren dies insbesondere die Rinderzucht durch Bewohner*innen am unteren Flusslauf des Rio Arapiuns und der Verkauf von Holz durch die Bewohner*innen in Nova Canaã und den Nachbargemeinden – aus Sicht des Nutzungsabkommens sind beides illegale Tätigkeiten, aus Sicht des Regelkomplexes der entsprechenden Gemeinden hingegen traditionelle Subsistenzpraktik und unproblematisch. Die Normenkonflikte führten

zu zwei sehr unterschiedlichen Dynamiken: einerseits kam es in solchen Fällen immer wieder zu Sanktionen und die Naturschutzbehörde ICMBio erhob Bußgelder oder beschlagnahmte Hölzer. So kommt zwar in diesen Nutzungskonflikten die Pluralität von Regelkomplexen zum Ausdruck, sie wird allerdings nicht als Rechtspluralismus, sondern als Rechtsbruch mit dem Nutzungsabkommen interpretiert – so gesehen gibt es in diesem Kontext keinen Rechtspluralismus, sondern ein für alle und grundsätzlich gültiges Nutzungsabkommen, an das sich spezifische Bewohner*innen nicht gehalten haben.

Im Verwaltungsgremium allerdings habe ich einen sehr anderen Umgang mit der Situation kennen gelernt; auch vonseiten der Naturschutzbehörde ICMBio. Dort werden diese Konflikte tatsächlich als Probleme des Nebeneinanders von normativen Ordnungen interpretiert. Dementsprechend werden Lösungen aus dem Dilemma gesucht und nicht Verbote ausgesprochen oder Bußgelder erhoben. Für die Rinderzucht ist dies noch nicht gelungen; um die Holznutzung zu legalisieren wird hingegen momentan an der Implementierung eines Projektes zur nachhaltigen Forstwirtschaft gearbeitet, in dessen Rahmen die Gemeinden unter bestimmten Auflagen ihre Holzarbeiten weiter durchführen dürfen. Das Verwaltungsgremium erkennt damit die Existenz eines Rechtspluralismus und sucht nach Wegen, widersprüchliche Auflagen miteinander in Einklang zu bringen. Dabei gibt es von anderen Bewohner*innen mitunter großes Verständnis für die Situation derer, die hier in einen Nutzungskonflikt verstrickt sind. Er selber habe keine Rinder, sagt ein Delegierter der Gemeinde Solimões am Rio Tapajós. Aber er stelle sich vor, dass die Situation für diese Leute so ist, wie wenn ihm selbst *Farinha* (Maniokmehl) weggenommen würde. »Das geht nicht«, betont er, »das ist deren Kultur!« (Feldnotizen Verwaltungsgremium 19.07.2016).

Dass staatlich initiiertes Recht auf lokale Praktiken stößt, ist in der Region des Unteren Tapajós kein neues Phänomen; die von der portugiesischen Kolonialregierung etablierten *Sesmarias*⁵² (Motta 2005), das nationale Bodengesetz von 1850 (Torres 2012: 144ff.) oder die Auflagen der Landreform in der neuen Verfassung von 1989 (Graziano 2005) können als Beispiele dienen. Während dabei in einigen Bereichen lokale Normen bestehen blieben, schrieben sich in anderen Bereichen die staatlichen Auflagen in die lokale, landrechtliche Landschaft ein und hinterließen dort ihre Spuren.⁵³ In diesem Kontext jedoch nimmt der hier herausgestellte Rechtspluralismus eine neue Dimension an, in der ich insbesondere zwei Aspekte

52 Nach der Kolonialisierung Brasiliens vergab die portugiesische Krone Lehen (*Sesmarias*), auf denen die Lehnherren neben Landrecht auch die Pflicht zur Urbarmachung hatten. So gewährleistete Portugal eine weitläufige Besiedelung durch Portugies*innen und förderte gleichzeitig die landwirtschaftliche Produktion.

53 Sichtbar wird der Einfluss zum Beispiel an den heutigen Grenzen der Resex Tapajós-Arapiuns (vgl. 3.1.2) oder der Flächengröße der 100 Hektar, beides Erbe der Landregulierungen durch die Landreformbehörde INCRA in den 1970er Jahren.

für bemerkenswert halte. Dies ist erstens, dass das Nutzungsabkommen nicht extern durch Bürokrat*innen und Regierungsinstanzen ausformuliert, sondern vor Ort selbst gestaltet wurde. So trafen in diesem Fall nicht eine in Brasília erarbeitete, juristische Norm auf die lokale Realität am Unteren Tapajós, wie dies in den eingangs genannten Beispielen der Fall war. Dies impliziert zweitens, dass die Bewohner*innen des Schutzgebietes an der Formulierung mehrerer Regelkomplexe mitwirken – einerseits sind sie als Gemeindemitglieder in die alltägliche Normierung lokaler Subsistenzpraktiken in ihrer Gemeinde involviert, andererseits gestalteten sie vermittelt über ihre Delegierten im Verwaltungsgremium das Nutzungsabkommen mit. Im Hinblick auf diese beiden Aspekte nimmt der hier untersuchte Rechtspluralismus in der Resex Tapajós-Arapuins im Vergleich zu ähnlichen Situationen am Unteren Tapajós eine neue Form an.

Mit der Analyse der Nutzungspraktiken in Atrocal und Nova Canaã und ihrem Vergleich mit den Paragraphen des Nutzungsabkommens habe ich mich dem ersten Teil der Fragestellung genähert, die diesem Buch zugrunde liegt. Es zeigte sich, dass die Verabschiedung des Nutzungsabkommens die lokalen Ordnungen nicht verdrängt hat, sondern einen Rechtspluralismus etablierte, den ich in diesem Kapitel von verschiedenen Seiten beleuchtet habe. An einigen Stellen schienen die normativen Ordnungen auch Differenzen in ontologischer Hinsicht zu implizieren. Diesen Dimensionen – und damit dem zweiten Teil meiner empirischen Fragestellung – wende ich mich nun mithilfe einer praxistheoretischen Politischen Ontologie zu.